Im Morgenroth.

Zweiter Band.

Im Morgenroth.

Eine Münchner Geschichte

aus der Zeit

Max Joseph's des Dritten.

Von

Herman Schmid.

Zweiter Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

I.

Im Schleier.

Ein drückend heißer Juli-Mittag brannte hernieder auf den einsamen Angerplatz und auf die hohen weißgetünchten Wände und Umfassungs-Mauern des Klosters der Clarissinnen. Wohl war es in den gewölbten Gängen und dunklen Hallen desselben kühl und frisch, aber die draußen waltende Gluthhitze schien auch hier alles Leben verscheucht und eingeschläfert zu haben, denn in dem ganzen weitläufigen Gebäude waltete die Stille des Grabes. Es war einer der in der Ordensregel vorgeschriebenen Schweigetage, an denen aller Verkehr unter den Bewohnerinnen des Klosters streng verboten und jede, außer dem Absingen der Tageszeiten in der Kirche, in ihre Zelle gebannt war.

Auch Maria — jetzt Frau Magdalena von den Füßen Jesu geheißen — kniete in dem ihr angewiesenen kleinen viereckigen Raum vor einem aus Bildern, Figuren und Krügen voll künstlicher Blumen aufgebauten Altare, der den einzigen Schmuck der nackten, weißgetünchten Wände ausmachte. Ein höchst einfacher Tisch, ein noch kunstloserer Holzstuhl und eine ärmliche Lagerstelle bildeten die ganze Einrichtung der Zelle; auf dem Tische lag allerlei Geräth und Stoff zu weiblichen Handarbeiten, wie sie von den Nonnen zur Zier und Erholung gefertigt zu werden pflegten. Das Licht kam durch ein einziges Fenster mit kleinen bleigefaßten Rundscheiben von mattem Glase, das die Tageshelle nothdürftig eindringen ließ, aber jeden Ausblick in's Freie unmöglich machte, obwohl die Aussicht durchaus nichts Verlockendes gehabt hätte, da sie nur auf einen kahlen steingepflasterten Hof und die gegenüberliegende haushohe Klostermauer ging.

Maria Magdalena war noch so schön, wie sie gewesen, als sie aus dem Hause des Pflegevaters und von der stillen, traulichen Wohnstube geschieden war, aber ihre Schönheit war eine andere und ernstere geworden.

Das jungfräulich kindliche Mädchen hatte sich zur Jungfrau entfaltet; die braune Kutte vermochte nicht vollständig die Formen des wohlgebauten Körpers zu verbergen, und der schwarze Schleier, welcher sich eng um Haupt und Gesicht anschloß, war, anstatt zu entstellen, ganz geeignet, die weiche Frömmigkeit derselben hervortreten zu lassen. Dennoch war der rosige Schimmer der ersten Jugendblüthe von Mund und Wangen abgestreift und der einstige Glanz des Auges nahezu verblichen — die Blume hatte vollständig die Knospe gesprengt, aber sie war farblos geworden, denn sie war zwischen Wänden und im Schatten erzogen.

Maria hatte durch die That bewiesen, daß ihr Entschluß nicht aus den wandelbaren Beweggründen irdischer Lust oder Abneigung entsprossen war, sondern aus dem wahren innern Gemüthsbedürfniß gottseliger Einsamkeit. Ihr ganzes Wesen und Benehmen war davon durchdrungen, ihre Seele von allem Irdischen eifrigst abgewendet, und nur dem Gebete und ernster, heiliger Betrachtung geweiht. Während Frau Ludovika, die Novizenmeisterin, beinahe täglich Anlaß fand, über die beiden Mitnovizinnen zu klagen, sie zu tadeln und zu bestrafen, während die bleiche freud- und leidlose

Gräfin in immer größere Gleichgültigkeit und Theilnahmslosigkeit versank, die derbere und lebensfrohere Brauerstochter aber unter den unerwarteten Entbehrungen und Enttäuschungen mehrmals nahe daran war, den Habit auszuziehn und in die Welt zurückzukehren, blieb Maria Magdalena immer dieselbe. Sie war beständig still, aber auch immer gleich freundlich und freudig; keine Uebung der Demuth war ihr zu gering, keine Geduldprobe zu schwer, sei es nun, daß es galt, mit Mühe und Anstrengung einen Stoß von schweren Holzblöcken aufzurichten, oder den Bretterboden einer Zelle und das Steinpflaster eines Ganges aufzuwaschen und dann ohne Regung des Unmuths die Arbeit mit gleicher Freudigkeit von Neuem zu beginnen, wenn die Novizenmeisterin den Holzstoß wieder umwarf oder den blank gescheuerten Boden neuerdings mit schmutzigem Wasser übergoß. Frau Ludovika hatte deshalb auch ihre Freude an Marien und pries sie den Frauen im Convent, so daß Alles mit Erwartung dem Augenblick entgegen sah, an welchem die hoffnungsvolle Novizin durch Ablegung der eigentlichen Profeß in das Kloster und dessen innern Verband eintreten sollte.

Dennoch war es gerade dieser Tag, welcher die

Wendung in Mariens Geschick und in ihr selbst eine ganz eigenthümliche Veränderung begann. Mit einem unsäglichen Hochgefühl der Freude hatte sie vor dem Hochaltare die für immer bindende lateinische Formel unterschrieben, und dadurch den Schwur geleistet „zur Ehre Gottes, der Jungfrau Maria und der heiligen Clara, als Ordensstifterin, ihr Leben lang im Kloster zu wohnen, und, getreu den Regeln des Ordens, es in Armuth, Keuschheit und Gehorsam zu verbringen“ — als sie zum erstenmale nach den Freudenfesten des Tages statt in ihrer Novizen-Zelle unter dem schwarzbraunen Holzgewölbe des allgemeinen Schlafsaals zur Ruhe gehen sollte, der durch dünne Bretterwände und grüne Vorhänge in viele kleine Abtheilungen geschieden war: da stand zum erstenmale ungerufen und ungeahnt der Gedanke vor ihrer Seele, daß sie sich selbst aufgegeben und an eine Genossenschaft angeschlossen hatte, die trotz des Prüfungsjahres ihr im Innersten unbekannt und fremd geblieben war — und mit dem Gedanken durchzuckte sie das Gefühl, daß die Pforte hinter ihr für immerdar in's Schloß geschlagen hatte. Wohl ward im Augenblicke des Entstehens der Gedanke auch wieder erstickt, Maria grollte über sich selbst, daß er auch nur für die Dauer eines Pulses in

ihr möglich gewesen war: auch das dunkle Schmerzgefühl erstarb in der ersten Zuckung, — aber die unscheinbare Wunde blieb zurück und in ihr der Stachel, der sie gegraben hatte.

Die Nonnen kamen Anfangs der neu Aufgenommenen mit besonderer Aufmerksamkeit entgegen, theils aus Neugierde, wegen des besondern Rufes, der ihr vorangegangen war, theils aus wirklicher Zuneigung oder dem weiblichen Bedürfniß, sich an die neue und jüngere Schicksalsgefährtin anzuschließen. Bald aber war die Neugier gestillt, ohne daß das Bedürfniß befriedigt wurde, denn Maria Magdalena empfand in sich nicht den gleichen Hang, die Neigung zu erwidern: sie war sanft und freundlich gegen Alle, aber sie näherte sich keiner Einzelnen — sie hätte gefürchtet, sich dadurch zu zerstreuen und einen Theil ihres Gelübdes zu verletzen. Bald genug wurde sie auch durch Wahrnehmungen überrascht, welche erkennen ließen, daß die Nonnen des Klosters auch im Habit nicht aufgehört haten, Frauen zu sein und daß die Leidenschaften des Menschen und des Weibes keineswegs vollständig vor dem Eintritt in die Clausur abgestreift worden waren. Die Dornen des Neids, des Hasses und der Eifersucht trieben und zwängten ihre Ranken auch durch den vierfachen Verschluß der

Pforte, durch die Drahtgitter und Eisenstäbe der Fenster und wucherten fort, wenn auch mitunter in anderer Gestalt als draußen, wo vollends keine Schranke ihr Emporschießen hemmte. Bald wurde Maria für eine Närrin und hochmüthige Thörin gehalten, die sich besser dünke als die übrigen, und wenn sie an den Unterhaltungen während der Gesprächzeit oder beim Vespertrunk nicht Theil nahm, sondern es vorzog, einen Gang durch den Garten zu machen oder nach den ihr anvertrauten Leidenden im Krankensaale zu sehen, mußte sie bald manches höhnische Gelächter, manche bittere Spottrede hinnehmen. Am Aufgebrachtesten gegen sie war Frau Amalia, eine alte unwillige und mürrische Frau, welche lange Jahre hindurch die Chirurgin des Klosters gewesen, nun wegen ihrer blöden Augen und zitternden Hände den Dienst nicht mehr versehen konnte und durch Maria ersetzt worden war. Sie sah aber die Nothwendigkeit dieser Ersetzung nicht ein, sondern glaubte sich von der jüngern Schwester mit Unrecht verdrängt und beleidigt. „Wir werden ja seh'n, was daraus wird!" sagte sie bei solchen Anläßen, indem sie die knöchernen Hände faltete und den zahnlosen Mund zu einer frommen Geberde verzog. „Wir werden's ja erleben, wie

lang' das dauert! Gott verzeih' mir meine Sünden — es ist gewiß nicht meine Art, von einer Schwester Böses zu denken oder ihr Uebles nachzureden, aber das ist doch sonnenklar, daß sie gescheidter und frömmer sein will, als wir! Wir zu meiner Zeit haben auch gewußt, wie man sein Klostergelübde halten muß, aber so haben wir uns nicht angestellt! Es ist nur gut, daß die große Hitz' und die große Kält' niemals lang' dauert und daß man das Sprüchwort kennt von den neuen Besen!"

Maria bemerkte wohl die veränderte Stimmung, aber sie kümmerte sich auch darum nicht, sondern ging ihren Weg, gelassen und ruhig wie zuvor. Ihre Zeit war streng eingetheilt und durch fromme Betrachtung oder durch die Beschäftigung im Krankenzimmer und durch das Chorgebet ausgefüllt, wobei sie noch die Erhebung genoß, daß ihre Kenntniß der lateinischen Sprache ihr zum Verständniß der Tagzeiten, Psalmen und Gesänge verhalf, während die meisten Andern sie nicht verstanden, und darum schläfrig und gelangweilt absangen. Die wenige freie Zeit, die nach all' diesem noch übrig blieb, gehörte der Arbeit, der Herstellung von künstlichen Blumen oder anderem klösterlichem Zierrath, worin Maria bald große Geschicklichkeit erlangte. Alle Bilder der

Gottesmutter oder der Ordensstifterin wurden nach und nach mit reichen und geschmackvollen Kränzen umgeben, und noch nie war in der Charwoche das heilige Grab, am Antlas die Prozessionsfahnen und zu Weihnachten die Krippe so schön geschmückt gewesen, als seit Frau Magdalena für die Verzierung sorgte. So blieb und ging es eine geraume Zeit und wenn ihre Gegnerinnen sie drängten oder ihr Verdruß bereiten wollten, stand ihr Frau Ludovika, die Novizenmeisterin, zur Seite, welche die liebste ihrer Zöglinge fort und fort beschützte und vertheidigte. Das änderte sich jedoch rasch, als die etwas starke und vollblütige Frau eines Morgens vom Herzschlage gerührt und entseelt im Bette gefunden ward: als der ganze Convent sie im Kreuzgang zu Grabe geleitete, weinte Maria die bittersten und nicht versiegenden Thränen, denn sie ahnte wohl, daß von nun an ihre ruhigen und guten Stunden gezählt sein würden.

Dennoch blieb sie bei der einmal erwählten und für recht befundenen Lebensweise und trug es mit ergebener Fassung, wenn die Neckereien häufiger, die Stichelreden lauter wurden; sie ließ sich nicht entmuthigen, als man auf einmal anfing, ihre Thätigkeit am Krankenbette zu

tadeln, und als selbst Verweise nicht ausblieben, war sie nur um so eifriger bemüht, ihre Pflicht zu thun und dadurch jeden solchen Anlaß abzuschneiden. So war wieder ein Frühling und mit ihm der Palmsonntag herangekommen, an welchem der Einzug des Heilands in Jerusalem innerhalb der Klostermauern figürlich dargestellt zu werden pflegte. Die Gestalt Jesu, groß in Holz geschnitzt und bemalt, saß auf einem stattlichen Esel, der an den Füßen mit Rollen versehen war und so herumgefahren wurde. Magdalena hatte allen Eifer und all' ihre Kunst aufgeboten, um die Kränze, Gewinde und Sträuße für das Ganze recht reich, schön und zierlich zu machen, und war am Vorabend des Festes eben beschäftigt, die Figuren damit zu schmücken, wobei einige Laienschwestern ihr an die Hand gingen. Die Aebtissin sollte dann herunter kommen, den Aufputz zu sehen und zu prüfen; noch vor ihr aber fand sich Frau Amalia mit andern Nonnen ein, die sich rings herum aufstellten. Magdalena grüßte sie, fuhr aber ruhig in ihrer Arbeit fort, wenn sie auch ahnte, daß der Besuch nicht ohne Absicht geschah.

„Da sieht man's wieder," sagte die alte Nonne mit spöttischer Miene, „wer von einer Sache etwas ver-

steht und wer nicht! Kommt da die Frau Euphrosyne mit brennendem Kopf herein, wie wir eben im Refektorium beim Abendtrunk sitzen, und erzählt uns von der Pracht, wie heuer der Palmesel aufgeputzt wird! Kommen wir nicht Alle mit einander herunter und meinen, was Wunder wir zu seh'n bekommen würden . . . nun sage die Frau Euphrosyna einmal selber, ob das da der Müh' werth gewesen ist, daß wir von unsrem guten Sitz aufgestanden sind!"

Marie fühlte, wie ihr der Unmuth zu Kopfe stieg, aber sie kämpfte ihn nieder und that, als hätte sie nichts gehört.

„Nun nun!" erwiderte Frau Euphrosyna, ein stämmiges Weib mit widrig breitem Gesicht, „die blauen Sternblumen, die dem Esel an die Ohren gebunden sind, die sind doch jedenfalls etwas ganz Schönes!"

„Und die Rosen erst, oder was die rothen Bündel hier vorstellen sollen!" rief Amalia wieder. „Und die braunen Blätter dazu! Seh'n sie nicht aus, als wenn der Kaminfeger sie in den Händen gehabt hätte?"

Magdalena erröthete vor Unwillen, aber sie brachte es noch über sich, nichts zu erwidern. Damit goß sie Oel in's Feuer, denn die Alte wurde nun ihrerseits

dunkelroth vor Zorn, daß es ihr nicht gelingen wollte, die Gegnerin außer Fassung zu bringen. „Ich kann mir nicht helfen," sagte sie, „ich muß mir etwas abreißen von der Merkwürdigkeit! So 'was bekommt man nicht alle Tage — Kaminfegerrosen aus dem Gautinger Revier!"

Damit trat sie näher an den geputzten Esel und streckte die Hand aus, um sich von dem Gewinde eine Blume abzureißen; nun war aber auch die Geduld Magdalenens erschöpft. Sie stieß den Arm der Alten zurück, und da diese nicht ablassen wollte und sich an das hölzerne Thier anklammerte, geriethen dessen Rollen in Bewegung: Frau Amalia verlor das Gleichgewicht und wäre derb zu Boden gestürzt, hätten ihre schreienden Gefährtinnen sie nicht aufgefangen.

„Was sehen meine Augen!" rief mit tiefer, hohl klingender Stimme eine große, hagere Nonne mit ernsthaftem Angesicht, von beinahe männlichem Schnitte. Das große Kreuz auf ihrer Brust ließ die Aebtissin nicht verkennen. „Ist es möglich, ist es erhört, daß so etwas in einem Kloster der heiligen Büsserin Clara, daß es gar in unserem eigenen Convente vorkommt! Wie, Frau Magdalena, Sie vergißt sich so weit, Ihre alte ehr-

würdige Mitschwester zu stoßen und gar zu Boden zu werfen?"

Marie hatte die Aufwallung schon im ersten Augenblick wieder bezwungen und bereut. Sie schämte sich ihres Mangels an Geduld und stand nun in demüthig gebeugter Stellung vor der gebietenden Herrin. „Hochwürdige Frau Mutter," sagte sie, „ich bitt' um die Gnad', den Hergang erzählen zu dürfen . . ."

„Still!" herrschte die Aebtissin sie an. „Ich will kein Wort von Ihr hören! Ich brauche nichts zu hören! Hab' ich's nicht mit angesehen, wie Sie die Frau Amalia gestoßen hat?"

„Aber . . ." begann Marie mit unterwürfigem Tone, der sie immerhin einige Ueberwindung kostete."

„Sie schweigt!" rief die Aebtissin gebieterisch. „Ich will keine Entschuldigung — ich will das Geständniß Ihrer Schuld! Sieht Sie es ein, daß Sie der fällige Theil, daß Sie strafbar ist?"

„Ja!" erwiderte Marie bescheiden, wenn auch nach einigem Zögern.

„Nein," rief Frau Irmengardis entgegen, „Sie sieht es nicht ein! Sie sagt es mit der Zunge, aber Ihr Herz weiß nichts davon . . . in Ihrem Angesicht ist das

Gegentheil zu lesen! Ich sehe es nun selbst, was man mir immer von Ihr gesagt hat, — Sie ist eine hochmüthige Person, die sich besser dünkt als Ihre Mitschwestern! Aber ich werde Mittel finden, Ihr den Hochmuthsteufel auszutreiben! Sie wird acht Tage lang beim Chorbeten auf das Pflaster in die Kirche hinausknieen; beim Essen wird sie auf dem Boden sitzen und nichts bekommen, als eine Schüssel voll Wasser neben sich und einen Stein darein!"

Gebieterisch schritt die Aebtissin von dannen, schweigend und ehrerbietig folgten ihr die Nonnen: nur Frau Amalia konnte es nicht unterlassen, im Vorbeigeh'n einen triumphirenden Seitenblick auf Maria zu werfen. Diese war in die Kniee gesunken, um der Aebtissin die Hand zu küssen und für die gnädige Strafe zu danken — sie lag noch in derselben Stellung, als Alle sich entfernt hatten, denn ihr Dank war ein innerlicher und aufrichtiger. Sie bereute bitter, was sie gethan, und wenn ihr auch Unrecht geschah, nahm sie es in Ergebung als gebührende Sühne hin. Deshalb ließ sie die Strafe demüthig über sich ergehen und betete während derselben zu Gott um Erleuchtung, wenn wirklich der Hochmuth in ihr wohnen sollte. Dennoch fühlte sie sich, als sie

zum ersten Male sich auf den Boden neben Stein und Wasser niedersetzte, von einem unwillkürlichen Schauder durchzuckt, der beinahe einem Gedanken der Reue glich . . . sie überblickte die ernsten schweigenden Reihen der um den Tisch geschaarten Nonnen, sie hörte den eintönigen Vortrag der Wochnerin, welche von einem erhöhten Pulte herab aus einem Legendenbuche vorlas, und unwillkürlich und unabwendbar stand vor ihrer Seele das Bild, wie sie um dieselbe Stunde im Hause des liebevollen Pflegevaters den Tisch beschickt hatte, wie sie vor dem einfachen Mahle mit einander gebetet hatten und dann in traulichem Gespräch so friedlich und einig zusammen gesessen waren . . . wie sie der Liebling des Hauses gewesen und immer den Ehrenplatz neben dem Vater einnahm, außer wenn manchmal ein Gast einsprach, den sie schon an der Art seines Anklopfens erkannte . . . Thränen strömten ihr über die Wangen und auf die harte Brodrinde herab, die ihr ganzes Mahl bildete und die, um nur genießbar zu sein, erst im Wasser erweicht werden mußte. Sie rang mit sich selbst, um diese Gedanken und Bilder zu verscheuchen, aber wenn dies auch gelang, wenn auch der grelle Blitzstrahl verflogen war, blieb doch seine Spur zurück. Er hatte gezündet und

unter der künstlichen Decke frommer Ergebenheit glimmte und gloste ein umheimlicher Funke fort . . . eine zweite Wunde war in ihr weiches Herz gedrungen, und ein zweiter, noch empfindlicherer Stachel darin zurückgeblieben.

In einer solchen Stimmung kniete sie wieder vor dem Altar in ihrer Zelle und streckte die brünstig gefalteten Hände zu dem Marienbilde auf demselben empor. „Erbarme Dich meiner, Du allzeit reine Jungfrau!" flüsterte sie innig. „Verscheuche diese Gedanken von mir! Erbitte mir bei Deinem geliebten Sohn die Gnade, daß sie nicht mehr wiederkehren! Du siehst in mein Herz — Du weißt, daß ich es Dir und Deinem Sohne rein dargebracht habe und ohne Vorbehalt . . . stärke mich nun, Du Thurm Davids! Gieb mir Deine Kraft, daß ich den bösen Feind besiege und seine Eingebung!" Sie schwieg einen Augenblick wie erschöpft und preßte die verschlungenen Hände vor die brennende Stirn. „Es ist umsonst!" jammerte sie. „Die Gedanken wollen nicht weichen! O Du mein Heiland, woher immer diese Bilder, die ich nicht suche, die ich nicht will, die ich verabscheue . . . Nein, das ist nicht wahr . . . ich verabscheue sie nicht, diese Bilder und Gedanken . .! Und warum sollte ich sie auch hassen? Sie sind ja so engelrein, und

kommen aus einer schönen, ach, aus einer so guten Zeit, ... sie sind nur zu hell und farbenreich für diese Abgeschiedenheit ..." In ängstlicher Hast begann sie nun, die Scheiben ihres Fensters zu zählen, ein von der Novizenmeisterin dringend angerathenes und oft erprobtes Mittel, abirrende Gedanken zu sammeln, das aber diesmal der alten Kraft zu ermangeln schien. Die Scheiben waren so rasch gezählt, daß noch die Erhöhungen und Steinchen an die Reihe kamen, die aus dem Mauerbewurf der Zelle hervorragten. Die eintönige und gleichförmige Beschäftigung blieb endlich auch nicht ohne Erfolg; Maria wurde ruhiger und wollte eben wieder zum Gebete zurückkehren, als ein eigenthümliches Scharren und Wischen aus dem Innern der Mauer ertönte und ihre Andacht neuerdings unterbrach. Die Zelle war eine der letzten gegen die Treppe zu und in der Nähe des gemeinsamen Kamins gelegen, in welchen die Heizungen der einzelnen Zellen einmündeten. Der Kamin wurde gekehrt und unwillkürlich lauschte Maria dem bekannten Geräusch, zumal als sich zu demselben der gedämpfte Ton einer singenden Stimme gesellte.

Voi in me ed in voi io
Serbaremo eterna fé ...

so klang es aus dem Kamine und die Nonne sank auf ihr Angesicht. „Beppo . . .“ flüsterte sie mit thränenerstickter Stimme und mit dem Strömen der Thränen war alle Kraft des Widerstands erloschen: der Damm der Selbstüberwindung war durchbrochen; Erinnerung um Erinnerung schlug und drängte über denselben, wie Wellen über Wellen, und die steigende Fluth führte und trug die Seele mit sich fort aus der engen dunklen Zelle in die heitere trauliche Wohnstube des Vaterhauses . . . Alles um sie her war wie sonst . . . kein unfreundlicher Blick, kein hartes ungünstiges Wort störte den Frieden des stillen Raumes . . . Dann tauchte vor ihr die einsame Waldkapelle unter den Eichen empor — sie stand an der Schwelle des lieblichen Heiligthums, sie sah in ein zärtlich flehendes Auge, sie hörte den schmeichelnden Ton einer Stimme, die tief zum Herzen drang . . . das so lange nicht vernommene Rauschen der Eichenkronen verwebte sich gar wundersam damit . . . ein helles Glöcklein tönte darein und bei dem Rauschen und Klingen wurden die Bilder immer unklarer und nebelhafter, aber immer süßer und reizender . . . Bilder aus ihrem Leben, aus der Zukunft desselben, wie es sich gestaltet und entfaltet haben würde, wenn sie es nicht von sich gestoßen,

und selbst vor seinem Sonnenschein verbannt hätte in die bange dämmernde Nacht der Einsamkeit . . .

Das Glöckchen, das sie in ihren Träumen zu vernehmen glaubte, war das einzig wirkliche an ihnen: es war die gewohnte Klosterglocke, die zum kurzen Gebet in der Kirche und dann zu Tische rief. Maria hörte oder beachtete es nicht; sie lag inbrünstig auf den Knieen und stammelte zusammenhanglose Worte der Klage, der Ergebung und des Gebets.

Sie nahm es auch nicht wahr, daß nach einiger Zeit auf dem Steinpflaster des Ganges schlurfende Tritte hörbar wurden und immer näher kamen. Selbst als die Schritte an der Thüre anhielten und leise an diese gepocht ward, erwachte sie nicht aus ihrer Aufregung und vergaß selbst, als die Thüre leise aufging und Frau Amalia mit frommer Miene ein grüßendes Ave Maria hereinrief, ihr den vorgeschriebenen Gegengruß „Gratia plena" zu erwidern.

„Ei, ei!" sagte die Alte mit höhnisch verzogenem Mund, „ist mir sehr leid, daß ich die Frau Magdalena in der Andacht störe — aber es ist meine Schuldigkeit als Wochnerin, daß ich Sie mahnen muß . . . Hat Sie denn die Glocke nicht gehört? Der Gang zum Sanktis-

simum ist schon vorbei und die Nonnen sind alle im Refektorium versammelt . . . die hochwürdigste Frau Mutter schickt mich . . ."

Maria hatte sich erhoben, sie vermochte vor Bestürzung und Zerknirschung kein Wort zu erwidern — die Phantasieen, die ihren Geist wie Nebelgewölk umhüllt hatten, waren wie von einem plötzlichen Windstoß zerstoben, und nichts blieb zurück als Gram und Scham über die eigene Schwäche, in der sie von ihrer schlimmsten Gegnerin betreten worden. Sie neigte sich stumm und schritt neben Frau Amalia, welche ihre Zunge dafür desto eifriger gebrauchte. „Man muß die Frau Magdalena ordentlich beneiden!" sagte sie. „Sie hat eine besondere Gnad' von Gott, daß sie so beten kann . . . ich bin nun schon in die vierzig Jahr' im Kloster, und weiß auch, was man kann, aber das ist mir noch nicht geschehen, daß ich über dem Beten das Mittagläuten überhört hätte . . ."

Das Refektorium war erreicht; mit glühenden Wangen und gesenkten Blicken, die Arme über die Brust gekreuzt, kniete Marie am Stuhle der Aebtissin nieder, um sich nach Vorschrift der Versäumniß anzuklagen und Strafe zu erbitten. Das strenge Auge der Aebtissin

ruhte durchdringend auf dem Antlitz der Knieenden; auf einen Wink erzählte Frau Amalia mit dienstfertiger Scheinheiligkeit, wie sie Maria in der Zelle getroffen hatte. „Was hat Sie zu erwidern?“ fragte die ernste Frau. „War Sie wirklich so sehr im Gebete versunken, daß Sie auf Alles Andere vergaß?“

Maria erbebte; sie wollte sprechen, aber das Ja, das sie auf der Zunge hatte, wollte nicht über die Lippen . . . es widerte sie in tiefster Seele an, auch nur ein halb unwahres Wort zu sprechen, und sie wagte es nicht zu sagen, daß ihr Denken ein lauteres Gebet gewesen sei.

Die Augen der Aebtissin funkelten noch ernster und drohender. „Sie sagt nicht Ja,“ rief sie, „und wagt doch nicht zu bekennen, was es für Gedanken waren, in die Sie so vertieft war? Also waren es unheilige Gedanken — Ihr alter Hochmuth, oder noch Schlimmeres, was ich nicht einmal aussprechen will! — Bete Sie zum dornentragenden Heiland, Frau Magdalena, der Satan hat seine Stricke um Ihre Seele gelegt — bete Sie um ein demüthiges Herz . . ! Wir wollen nach dem Essen das allgemeine Gebet für Sie entrichten, und damit Ihr der Widerstand leichter wird, lege ich Ihr auf, vierzehn

Tage lang den Bußgürtel zu tragen, — heute aber wird sie fasten und auf der Erde sitzen, bis die Mahlzeit vorüber ist . . ."

Ohne Widerrede gehorchte Maria; ihr gegenüber saß bereits eine andere Nonne, welche sich durch Schwatzhaftigkeit verfehlt hatte, und dafür die Mordaze im Munde halten mußte, einen ansehnlichen Prügel von Birkenholz, der mit zwei Riemen am Halse hing. Die unterbrochene Mahlzeit ging wieder ihren Gang; die Vorleserin auf ihrem Lesepult fuhr fort, und eben wollte die Aebtissin mit dem Messer auf den Tisch klopfen, um dadurch das Zeichen zum Gratias zu geben, als von ferne der Lärmen kreischender Weiberstimmen hörbar wurde und eine Laienschwester herein eilte, um der Aebtissin zu melden, daß Frau Paschalis wieder einen ihrer Anfälle bekommen habe, und weder mit Güte noch mit Gewalt im Krankenzimmer festgehalten werden könne.

Frau Paschalis war die junge Gräfin, welche mit Marien zugleich den Schleier genommen hatte, deren tiefsinniger Gemüthszustand allmälig in stumpfes Brüten übergegangen war, und nun manchmal in tobsüchtige Anfälle des Wahnsinns ausbrach.

Die Aebtissin wollte eben ihre Befehle ertheilen,

als das Schreien auf den Gängen sich verstärkt erneuerte und näher kam. Die Thüre des Refektoriums ward aufgerissen, daß sie krachend wider die Wand schlug und Paschalis, von einigen Laienschwestern verfolgt, stürzte herein, in zerrissenem Habit, ohne Schleier, das kurz geschnittene Haar wirr durcheinander und herunterhängend um das todtenhafte, bis zum Schädel abgemagerte Angesicht. „Hilfe! Hilfe!“ schrie sie mit den Geberden der Verzweiflung, mit angstvoll vorgequollenen Augen. „Er verfolgt mich . . . er ist hinter mir . . . er will mich wieder einsperren . . . um's Blut Christi willen . . . Hilfe, Hilfe! — O“ kreischte sie auf, als ob sie schon die Hand des eingebildeten Verfolgers im Nacken fühlte, und kauerte sich in der Ecke zwischen dem Ofen und dem hohen Holzgehäuse der Wanduhr zu Boden. — „O . . . ich will ihm ja Alles geben . . . Alles . . . nur nicht einsperren . . .“

Die Nonnen waren von ihren Sitzen geflohen und drängten sich im Kreise zusammen, erschrocken, mitleidig und voll Neugier nach der Unglücklichen hinüberblickend. Die Aebtissin stand rathlos vor dieser.

„Hochwürdigste Frau Mutter,“ rief Marie von ihrem Strafplatze aus, „ich bitte um die Erlaubniß, auf-

stehn zu dürfen . . . ich hoffe, die arme Paschalis gleich zur Ruhe und wieder in's Krankenzimmer zu bringen…"

„Bleibe Sie, wo Sie hingehört!" schalt die Aebtissin. „Man wird es Ihr sagen, wenn man Sie braucht! Frau Amalia, nehme Sie sich um die Kranke an, bring' Sie dieselbe in Ihr Gemach und sorge Sie dafür, daß ein solches Aergerniß nicht wieder vorkommen kann!"

„Nichts leichter als das!" rief die Alte geschäftig. „Ich hab's lang genug getrieben und weiß, wie man's bei solchen Leuten anpacken muß! Hätte man mich Herr sein lassen, so wär' es gar nie so weit gekommen . . . das ist nur Bosheit, wenn die Verrückten sich so anstellen; nur Bosheit, die man ihnen austreiben oder nicht aufkommen lassen muß . . . Faßt nur tüchtig an!" rief sie den Laienschwestern zu. „Zwei bei den Armen, zwei bei den Füßen: so werdet Ihr doch dem schwachen Ding da Herr werden . . . Dann hebt sie nur auf und tragt sie fort . . ."

Die Laienschwestern waren derbe Gestalten, Mägde in geistliche Gewänder gekleidet, die den rohen Befehl ohne Besinnen zu vollziehen bereit waren. Sie wollten die Unglückliche fassen, welche aus ihrem Versteck die Annäherung lauernd betrachtete, aber es gelang ihnen

nicht, weil sie behend und geschmeidig war und ihnen eine wüthende Gegenwehr entgegensetzte. Dazu brach sie in ein so herzzerreißendes Jammergeschrei aus, daß die Nonnen schauderten und Kreuze schlugen vor der Gewalt Satans, der so entsetzlich in seinem Opfer wirke.

„Ich bitte noch einmal," rief Magdalena, als die Mägde einen Augenblick erschöpft inne halten mußten, „ich glaube gewiß, daß ich Frau Paschalis beruhigen kann . . ."

„So versuche Sie denn Ihr Heil," sagte die Aebtissin, welcher daran lag, dem Lärmen und ungebührlichen Auftritt so schnell als möglich ein Ende zu machen. Maria bat alle Andern, etwas zurückzutreten und näherte sich dann der Wahnsinnigen, die auf einen neuen Angriff gefaßt, in sich zusammengekauert dasaß. „Schwester Paschalis," sagte sie mit sanftem herzlichen Ton, indem sie ihr die Hand auf die Schulter legte, „komm' doch zu Dir . . . besinne Dich, daß Du krank bist und Dir Alles das nur einbildest, wovor Du Dich fürchtest! Es will Dir Niemand was zu Leide thun . . . sieh doch um Dich . . . Kennst Du mich nicht? Magdalena ist's, die mit Dir spricht . . ."

Die Wahnsinnige hatte schon beim ersten Laute

aufgehorcht; dann blickte sie scheu um sich, fuhr sich wie ein aus hartem Traum Erwachender über die Stirn und das wirre Haar; sie heftete das Auge auf Marien, und der starre Blick ward allmälig milder, die Spannung der todesbleichen Züge ließ nach. „Wo bin ich denn?“ fragte sie tiefaufseufzend, und schmiegte sich willig an Mariens Herz, die sie tröstend und beruhigend in ihre Arme schloß. „Bei mir,“ erwiderte diese liebevoll, „bei Deiner Schwester, die Dich pflegen und hüten will ...“

„Und er ist nicht hier?“ fragte Paschalis mit ängstlichem Seitenblick. „Er hat mich nicht verfolgt?“

„Niemand ist hier, der Dir ein Leides thun will ... Du bist sicher im Schoße dieser geweihten Mauern — sicher vor aller Welt ... Aber erhebe Dich, meine Liebe! Komm' und folge mir in Dein Zimmer — Du bist wieder recht krank gewesen und wirst der Ruhe bedürfen ...“

Ohne Widerrede, mit einem matten Lächeln auf den Lippen erhob sich Paschalis und faßte Mariens Arm, die sie still aus dem Saale führte, ohne einen Blick auf die erstaunten Nonnen zu werfen, oder auf die betroffene Aebtissin und Frau Amalia, welche mit grimmfunkelnden Augen daneben stand.

Willig folgte die unglückliche Paschalis der freundlichen Führerin bis an die Thüre des seit ihrer Erkrankung ihr angewiesenen besondern Gemachs; an dieser aber begann der Gedankengang der Armen sich auf's Neue zu verwirren. Sie klammerte sich ängstlich an Magdalenen's Arm, um sie von der Thüre weg zu zerren. „Nicht da hinein," rief sie geheimnißvoll . . . „da ist es dunkel und eng, wie in dem Thurmgewölbe, wo ich . . ." Ein Schauder unterbrach sie; dann flehte sie noch inniger . . . „Nicht da hinein! Ich kann nicht athmen da drinnen . . . es schmerzt mich so sehr . . . da, da drinnen, tief in der Brust, tief, — tief im Herzen . . . ich möchte freie, frische Luft haben . . . ich möchte die Sonne sehn und die grünen Bäume . . ."

„So laß uns in den Garten gehn," erwiderte Marie, „ich denke wohl, es könnte Deiner kranken Brust gut thun und Deinem kranken Herzen!" Damit zog sie den Riegel an der Thüre zurück, welche zum Hof und dann in den Garten führte, unbekümmert um eine der Laienschwestern, die ihr allmählig nachgekommen war und sie verwundert betrachtete. Wohl gedachte sie, daß ein Befehl der Aebtissin den Besuch des Gartens gerade an diesem Tage verboten hatte, weil er durch ungewöhn-

liche Schönheit und Lieblichkeit dazu besonders einladend war, und also den Nonnen erwünschte Gelegenheit bot, sich in Entsagung und Selbstüberwindung zu üben — allein sie beruhigte sich damit, daß dieses Verbot nicht der Geisteskranken gelten könne, und daß sie als deren Pflegerin und Begleiterin dasselbe nicht aus eigenem Antriebe übertrat.

Bald war der Garten erreicht; ein großes, mit himmelhohen Mauern eingefaßtes Viereck, das meistens nur zum Gemüsebau bestimmt und in eine Menge einförmiger Beete abgetheilt war. Nur in der nördlichen Ecke grünte ein von Kieswegen durchschnittener Rasenfleck, auf welchem eine uralte Kapelle stand, von einer Gruppe nicht minder bejahrter Linden umgeben, welche sich vergebens bemühten, mit den Spitzen ihrer Kronen die hohen Kloster- und dahinter die Stadt-Mauern zu überragen. Die übrigen Wände waren dicht mit Spalierbäumen und Weinreben bezogen, und wie von grünen Teppichen verhangen; von der Ruhebank unter den Linden aus, wo die warmen Strahlen der Nachmittagssonne durch die Lindenzweige auf dem Rasen spielten, konnte ein genügsames Herz sich wohl einen Augenblick in die Freiheit träumen.

Paschalis athmete oft und tief auf, als sie an dem Ruheplatz angekommen waren; sie lehnte den müden Kopf an die Brust der freundlichen Pflegerin und ließ wie ein noch nicht zum vollen Bewußtsein erwachtes Kind Sonnenschein und Schattengrün und den mit beiden spielenden Lufthauch um Haar und Stirne wehn. „Wie blau der Himmel ist,“ flüsterte sie endlich, „wie rein . . . und diese Luft! . . . O wie thut sie meiner kranken Brust so unaussprechlich wohl! — Hier ist gut ruhen, hier bin ich sicher . . . nicht wahr, Du gute Schwester Magdalena . . .? Hierher kann er nicht kommen?“

„Verbanne diese Einbildungen,“ erwiderte Marie, „Du kannst nicht genesen, meine Liebe, wenn Du Dich immer wieder ihnen hingiebst! Diese Mauern übersteigt Niemand — auch der Verfolger nicht, von dem Dir träumt . . .“

„Träumt?“ sagte die Wahnsinnige, indem sie sich noch enger an die Freundin schmiegte. „O daß es nur ein Traum wäre! Alles, Alles nur ein Traum . . . einmal müßte ja doch der Augenblick des Erwachens kommen . . . Aber ich träume nicht, meine Gute . . . mein Verfolger ist wirklich und wenn er nicht ablassen

will von mir, werden auch diese Mauern nicht im Stande sein, ihn zurückzuhalten . . ."

Maria sah ein, daß es das Gerathenste war, auf die Gedanken und Einbildungen der Kranken einzugehn und vielleicht auf diesem Wege eine Spur zu finden, welche zur Heilung führen konnte, oder doch zur Beruhigung. „Wenn es so ist, meine Schwester," sagte Marie, „dann wäre es wohl das Beste, wenn Du mir anvertrautest, wer Dein Feind ist — wenn Du mir sein Aussehen beschreiben, seine Absichten erklären wolltest — vielleicht wär' es möglich, ihn auszuspähen und durch Wachsamkeit von Dir abzuhalten . . ."

„Das will ich, . . ." erwiderte Paschalis hastig. „Ja, Dir will ich Alles sagen, Schwester . . . Du bist gut mit mir — Du wirst mich ihm nicht verrathen . . . Du wirst mich beschützen — aber sag' es den Andern nicht . . . es meint es Keine gut mit Dir . . ."

Ein schmerzliches Lächeln spielte um Mariens Lippen über die Wahrheit, die aus dem Munde der Närrin kam, und diese begann ihre Erzählung, zusammenhangslos und oft abirrend von der natürlichen Reihe der Gedanken und Ereignisse, aber dennoch verständlich genug, um die Zuhörerin einen Blick in die Vergangenheit der

Unglücklichen thun zu lassen, wie in ein nachtverhülltes Land und darin die noch nächtlicheren Wege zu erkennen, die sie zu diesem Ende geführt. Renata war aus einem der ältesten Geschlechter des bairischen Adels, aber der Sprößling eines verkommenen Zweiges, arm und allein, denn der Vater war in den Laufgräben von Schärding gefallen, und wenige Monate später hatten die von Maria Theresia gegen Carl Albrecht gesandten Panduren nach der Einnahme und Zerstörung von Deggendorf der verwittweten Mutter und dem noch in der Wiege liegenden Kinde das Schlößchen im bairischen Unterlande über dem Kopfe angezündet und damit ihr ganzes Besitzthum und Erbe vernichtet. Als Mangel und Gram auch die Mutter dahin gerafft, wurde das doppelt verwais'te Mädchen von einem entfernten Verwandten aufgenommen, der schon bejahrt, unbeweibt und kinderlos auf seinem Stammschloß im bairischen Walde hauste. Dieser, ein alter Soldat aus den Türkenzügen Max Emanuels gewann das heranwachsende Kind immer lieber und beschloß, es zu seinem Erben zu machen. Der letzte Wille hierüber wurde auch vor den adeligen Zeugen in gehöriger Form aufgesetzt und gefertigt, zum großen Verdrusse eines Vetters, der dem alten Freiherrn viel=

leicht um einen Grad näher verwandt war und also Erb- und Gerichtsherr zu werden hoffen durfte, wenn der alte Gestrenge von hinnen gehen würde, ohne über seine Güter verfügt zu haben. Er war aber klug genug, seinen Groll zu verbergen und nicht nur dem alten Herrn bei seinen häufigen Besuchen mit ausgesuchtester Freundlichkeit zu begegnen, sondern auch gegen Renata sich so zu benehmen, als ob ihm die Werbung um ihre Hand jeden Augenblick auf den Lippen schwebe. Das arglos vertrauende Mädchen schien dieser Bewerbung nicht abgeneigt, und der Gestrenge sah sie mit Vergnügen, weil er darin ein vortreffliches Mittel fand, Allen gerecht zu werden und nach seinem letzten Stündlein jeden Hader über seinen Rücklaß vermieden zu wissen. Aber dieses Stündlein schlug für ihn, ehe Renata und er selbst es geahnt haben mochten, und nachdem sich die Kapellengruft über ihm geschlossen hatte, zeigte sich nur zu bald, daß sein Hoffen ein trügerisches, seine Vorsorge eine vergebliche gewesen. Das Testament, welches Renaten zur Erbin machen sollte, war nirgends zu finden; die Ansprüche des Mädchens zerfielen also vollständig, und sie mußte es für ein Glück halten, wenn sie im Schlosse geduldet wurde, und wenn der neue Gutsherr es für an-

gemessen fand, seine in letzterer Zeit immer deutlicher ausgesprochene Bewerbung zu erneuen und zu erfüllen. Diese Aussicht verringerte sich aber bald von Stunde zu Stunde und war in wenigen Wochen vollständig verschwunden. Der Grund, welcher ihn hauptsächlich zu Renata gezogen hatte, war für den reichen Erben nicht mehr vorhanden und statt des armen Fräuleins durfte er sich die Braut unter den reichsten und edelsten Töchtern des Landes aussuchen: so behielt er die frühere Maske wohl noch so lange bei, als es ihm nöthig schien, um Auffehn und Gerede zu vermeiden; als aber Renata aus dem wochenlangen Schmerz um den Oheim sich allmählig wieder zurecht fand, war sie in einem einsamen Thurmgemach eingeschlossen und sah Niemand bei sich erscheinen, als einen vertrauten Diener des neuen Herrn, und begriff endlich mit Entsetzen, welches Spiel mit ihr gespielt worden war. Um seinen Wortbruch und Rücktritt zu beschönigen, hatte der Vetter das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß ihre Sinne unter der Last des Schmerzes gelitten hätten; eine Krankheit, in die sie verfallen war, einige leidenschaftliche Ausbrüche und Handlungen der Trauer dienten dazu, das Gerücht zu bestätigen. Als sie ihre Lage erkannte, wußte der schlaue

Vetter Leute in die Nähe zu bringen, welche die Verzweiflung der eingeschlossenen Kranken zum Theil sehen und hören konnten, und dann, vom tiefsten Mitleid ergriffen wegeilten über das entsetzliche Schicksal des braven, allgemein geliebten Fräuleins. Wie es weiter ergangen, war aus der von steter Furcht und Angst unterbrochenen Erzählung der Unglücklichen nicht klar zu entnehmen. Der Vetter schien sie zuletzt in ein unterirdisches Gefängniß gebracht und ihr die Wahl gelassen zu haben, ob sie ihr Leben in diesem oder in den Mauern eines Klosters beschließen wolle. Als sie das Letztere gewählt, mußte sie mit einem furchtbaren Eide geloben, den Entschluß für freiwillig zu erklären und über alles Geschehene das tiefste Geheimniß zu bewahren: dann war er selbst der Erste, welcher die frohe Kunde verbreitete, daß seine geliebte Base wieder genesen, leider aber unabänderlich entschlossen sei, den Schleier zu nehmen. Mit gut geheucheltem Leidwesen traf er selbst alle Anstalten dazu, und galt in den Augen der Welt noch für ihren großmüthigen Wohlthäter, da er die beträchtliche Aussteuer bezahlte, von welcher die Aufnahme in's Kloster abhängig war.

Maria tröstete und beruhigte die Leidende, welche

von der Erinnerung und deren Darstellung in hohem Grade aufgeregt, in fieberhaften Zuckungen sich in ihre Arme schmiegte. Es war, als wollte die Anstrengung in Ermüdung und diese in Schlummer übergehen, als eine Nonne, von Frau Amalia und einigen Laienschwestern begleitet, den Baumgang herankam. Die Nonne, Frau Conrada genannt, war eine ruhige Gestalt mit feinem, denkendem Angesicht und von würdigen Geberden. „Die hochwürdigste Frau Mutter," sagte sie ernst, aber ohne jede Härte, „hat mich beauftragt, der Schwester Magdalena zu bedeuten, daß es heute verboten ist, in den Garten zu gehn . . . Die Schwester soll sich daher in ihre Zelle verfügen, die kranke Frau Paschalis aber an die Frau Amalie übergeben, welche von nun an allein über dieselbe zu wachen und sie zu verpflegen hat . . ."

Gehorsam und schweigend erhob sich Maria und wandte sich zu gehn, indem sie Paschalis noch einmal freundlich und beruhigend die Hand drückte. Diesen Augenblick benutzten die Klostermägde, der Wahnsinnigen, ehe sie sich's versah, ein verborgen gehaltenes großes Tuch über Kopf und Oberleib zu werfen und so den Widerstand unmöglich zu machen. Die Ueberraschte machte dennoch furchtbare Anstrengungen, sich zu befreien

und stieß ein dumpfes herzzerreißendes Gestöhn aus. Die Mägde kehrten sich nicht daran und wollten sie wie ein gebundenes Thier wegschleppen, als auf einmal Marie zurückkehrte und sie mit zornglühendem Angesicht zurückstieß. Im Nu hatte sie Paschalis von dem Tuche befreit und die Verstörte an sich gezogen. „Zurück," rief sie, „zurück, Ihr Unmenschen! Ueber Euch die Sünde meines Zorns, wenn es nicht vielmehr eine Sünde wäre, über solche Behandlung nicht in Zorn zu gerathen! Ist das die Art, wie man mit einer Leidenden verfährt? Ich werde dem Befehl meiner Vorgesetzten gehorchen, aber zuerst will ich meine Schuldigkeit thun bis zum letzten Augenblick und die Kranke in ihre Zelle bringen — von da an bin ich vor Gott nicht mehr verantwortlich für sie ...."

Damit schritt sie, Paschalis führend, dem Kloster zu; verlegen und unter einander zischelnd, folgte Frau Amalia mit den Laienschwestern, sie wagten nichts dagegen zu sagen und zu thun, denn die sonst so sanfte Maria hatte ihre ganze Natur geändert und einen Muth gezeigt, den man früher an ihr noch nicht gekannt hatte. Mit einem Kusse schied sie von Paschalis, die wie betäubt in das Krankengemach eintrat; als Maria um die Ecke bog, um sich

nach ihrer Zelle zu begeben, trat ihr Frau Conrada in den Weg und faßte sie herzlich an beiden Händen. „Ich kann mir nicht anders helfen,“ flüsterte sie, „ich muß es Ihnen sagen, Schwester Magdalena, wie gut ich Ihnen bin . . . lassen Sie es aber Niemanden wissen — es wäre uns Beiden nicht zum Heil . . .“ Damit war sie verschwunden.

Maria Magdalena nahm geduldig die neue Bestrafung hin; sie verdoppelte Eifer und Genauigkeit in Erfüllung der klösterlichen Pflichten, aber sie hielt sich nach wie vor abgesondert und konnte es deshalb nicht dahin bringen, ohne Rüge und Strafe durchzukommen, da fast Alle darauf aus waren, ihr solche zuzuziehn. So kam der Winter heran, ohne daß er vermocht hätte, in Mariens vereinsamtem Dasein ein noch grüngebliebenes Blatt fallen zu machen: das Einzige, was in ihrem Gemüthe frisch und unverwelkt stand, wie die Tanne im Winter, war das Andenken an ihren Pflegevater und an die Stunden stillen Glücks, die ihr in seinem Hause vergangen waren. Sie vermochte daher ihre freudige Erschütterung nicht zu verbergen, als sie eines Tages zur Aebtissin gerufen wurde, um zu erfahren, Vater Borzaga sei in's Sprechzimmer des Klosters gekommen, um sich

nach ihr zu erkundigen und sie wiederzusehn. Sie war, wie die Sitte des Hauses vorschrieb, beim Eintritt in das Zimmer der Aebtissin vor derselben in die Kniee gesunken, und blieb in dieser Stellung, denn die unerwartete Freude machte sie zittern und unfähig, sich zu erheben.

„Und darf ich, . . .“ stammelte sie beklommen, . . . „ist es erlaubt, daß ich mich in das Sprechzimmer begebe? . . .“

„Ich will es Ihr erlauben, obwohl Sie eine solche Vergünstigung nicht verdient,“ erwiderte Frau Irmengardis streng, „aber nur unter Einer Bedingung . . . Sie hat durch Ihr Betragen vielfachen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben und verdiente Strafen erhalten . . . Sie muß geloben, davon ganz und gar zu schweigen . . .“

„Ich gelobe es . . .“

„Sie muß ferner mir feierlich in die Hand versprechen, zu sagen, daß sie sich im Kloster vollkommen zufrieden und glücklich fühlt . . .“

Marie zögerte und blickte mit gefalteten Händen zu Boden. „Das kann ich nicht, hochwürdigste Frau Mutter“ sagte sie, „. . . es wäre eine Unwahrheit . . .“

„Wessen Schuld ist es, als Ihre eigene, wenn sie

nicht glücklich ist?" brauste die Aebtissin auf. „Sie könnte und würde es sein, wenn Sie demüthig wäre, Ihre Pflicht erfüllte und nicht mehr verlangte, als sie verdient! Muß Sie nicht bekennen, daß Sie eine vielfache unwürdige Sünderin ist?"

„Das bin ich . . ." murmelte Marie zerknirscht.

„Dann muß Sie auch einsehn, daß Sie noch immer hundert Mal glücklicher ist, als Sie zu sein verdient, und es ist nur die Wahrheit, wenn Sie sich glücklich nennt... Aber ich will Sie nicht zwingen — nur kann ich ohne das Gelöbniß nicht gestatten, daß Sie mit Ihrem Pflegevater spricht, und werde Sie entschuldigen . . ."

In Marien kämpfte die Abneigung gegen jede Unwahrheit einen harten Kampf mit dem sehnsüchtigen Verlangen, das einzige menschliche Wesen wieder zu sehn, von dem sie gewiß wußte, daß es ihrer noch in Liebe gedachte . . . von dem zweiten mußte sie wohl längst sich vergessen glauben. Die Sehnsucht siegte in dem heißen Gemüthe, das nach Labung lechzte wie sonnenverdorrtes Land nach einem Regentropfen . . . sie legte das Versprechen ab und eilte dem Sprechzimmer zu, von zwei Nonnen, den sogenannten Hörerinnen, begleitet, welche bei jeder solchen Unterredung anwesend sein mußten.

Das Sprechzimmer war durch eine starke, bis an die Decke reichende Wand in zwei Hälften getheilt; außerhalb derselben standen die Besucher und die Unterredung fand lediglich durch ein eng geschlossenes Eisengitter statt, welches den Blick nicht mehr als allgemeine Umrisse wahrnehmen ließ, jede Berührung aber unmöglich machte.

So sehr Maria auf dem Wege sich zusammengenommen und Fassung eingeredet hatte, brach sie dennoch beinahe zusammen, als sie durch das Gitter die wohlbekannte Gestalt Borzagas, die gutmüthigen Züge seines wohlwollenden Gesichts erkannte, und als vollends die theure Stimme ihr wie sonst einen Gruß zurief, aus dem die alte Liebe eines vollen Herzens klang, vermochte sie nicht zu antworten und brach in krampfhaftes Weinen aus. „Wundern Sie sich nicht, Vater, daß ich Sie mit Thränen begrüße", sagte sie endlich, „die Freude, Sie wieder zu sehen, ist zu groß und überwältigt mich. . ."

„Du bist allerdings sehr bewegt und aufgeregt, mein liebes Kind," erwiderte der Meister. „Ich hatte gehofft, Dich ruhiger zu finden . . . Wie geht es Dir?"

„O, mir geht es gut", entgegnete sie leichthin, „ich bin auch sonst immer gelassen und ruhig — nur die Freude hat mich übermannt. Warum kommen Sie auch

so selten zu mir? Es sind Jahre, seit ich Sie nicht mehr sah . . ."

„Ich hielt es nicht für gut, Dich in Deiner gottseligen Zurückgezogenheit zu stören und an die Welt mit ihren geringen Sorgen zu erinnern. Und dann . . . daß ich's nur gerade heraussage, es ist mir schwer genug geworden am Anfang, Dich zu entrathen und mich von Dir zu entwöhnen . . . da wollt' ich mir selber das Herzleid nicht immer von Neuem anthun . . ."

Der Alte sah nicht, wie sie hinter dem Gitter die Augen senkte, als sie ihn unterbrach und nach seinem Befinden fragte.

„Nun", antwortete er mit einiger Zurückhaltung, „man muß es eben nehmen, wie es kommt! . . . Ich bin wohlauf im Ganzen, aber freilich, jünger bin ich nicht geworden und der letzte Herbst hat mir ein wenig zugesetzt . . . ich bin oft Tage lang bettlägerig gewesen und war recht froh um den Jungen, den Beppo, der ein tüchtiger Gesell geworden ist und mir das Geschäft recht richtig und fleißig versieht . . ."

„Also krank?" hauchte Marie beklommen. „Und ich habe Sie nicht pflegen können . . ."

„Ja, das ist nun einmal nicht anders", sagte er ge-

drückt, „ich muß mich eben darein finden und thu' es herzlich gern, wenn ich nur weiß, daß Du Dein Ziel erreicht hast und glücklich bist . . . Du bist es doch, mein Kind?"

„Glücklich . . ." erwiderte sie mit bebender Stimme, „ach so unaussprechlich glücklich . . . ich habe ja Sie wiedergesehn, und wenn es mir auch versagt ist, Ihre wohlthätige Hand zu fassen, habe ich doch Ihre liebe väterliche Stimme wieder gehört . . ."

Beide schwiegen einige Sekunden, ihre Herzen waren so voll, sie hatten einander so viel zu sagen gehabt, aber die Gegenwart der Hörerinnen bildete zwischen ihnen eine Scheidewand, noch undurchdringlicher als das Sprachgitter. Der überquellende Reichthum mußte zurückgedrängt werden und ein gedrücktes gewöhnliches Gespräch mußte die Stelle vertreten, Erkundigungen um die Verwandten und Erzählungen von ihren kleinen häuslichen Freuden und Leiden. Wie durch ein stillschweigendes Uebereinkommen blieb nur ein Name ungenannt — nach dem Lebenswege eines Einzigen aus der Familie wurde nicht gefragt.

Die Hora-Glocke läutete zur Vesper und gab das Zeichen, die Unterredung zu beenden. „So lebe wohl",

sagte der Meister, „lebe in Gottes Schutz — vertraue auf ihn, der Alles wohl zum Ende bringt!“

Es war gut, daß das Gitter Marien verhinderte, die Rührung zu sehn, welche in dem Gesichte des Mannes zuckte, und daß die Stäbe es ihr unmöglich machten, zu erkennen, wie tief der letzte Herbst dem kräftigen Manne seine Spur aufgedrückt hatte, wie Frische und Leben an ihm unverkennbar im Welken begriffen war.

„Leben Sie wohl“, rief sie unter neuerdings fließenden Thränen, „bewahren Sie mir Ihre Liebe und beten Sie für mich! . . . Ich habe ein kleines Geschenk, ein Andenken für Sie gestickt, das werd' ich Ihnen schicken ...“

„Thue das, mia carina . . . ich bin so viel allein — da hab' ich doch wieder neuen Anlaß, mit Beppo von Dir zu plaudern . . .“

Das Glöcklein mahnte zum zweiten Male; die Hörerinnen zeigten durch unverkennbare Geberden ihre Ungeduld — es mußte kurz und rasch geschieden sein. —

Als Maria mit ihren Gefährtinnen den Gang dahin schritt, tönten ihnen jammernde verworrene Stimmen entgegen, und am Ende desselben standen die Nonnen ängstlich zusammengedrängt. Die unglückliche Paschalis war inzwischen mit allerlei Versuchen gequält worden, sie

wieder zu Vernunft zu bringen, aber Zwangsjacke und Sturzbad waren gleich vergeblich gewesen und hatten das Uebel nur verschlimmert. In einem unbewachten Augenblick war sie entkommen und hatte ihrem qualvollen Dasein ein Ende gemacht — an einem Querbalken des Stiegengerüstes fand man sie erhängt an ihrem eigenen Schleier, den sie zum Stricke zusammengedreht hatte. Verwirrt, erschrocken und entsetzt standen die Nonnen um die Entseelte herum, welche durch keinen Rettungsversuch ins Leben zurückzurufen war, aber trotz der Verzerrung des Todes und ungeachtet des unordentlich herabhängenden Haares auf den rothen Ziegelplatten wie auf einem Rosenbett und mit einem Ausdrucke der Ruhe lag, wie er seit Jahren nicht mehr über das bleiche Antlitz dahin gegangen war.

In ihrem bereits aufgeregten Zustande wurde Marie durch den Anblick der Todten in noch höherem Grade erschüttert und warf sich, unbekümmert um die Uebrigen, mit lautem Ausruf der Klage über die Leiche, bis die Aebtissin herbeikam und die Todte wegzubringen befahl. Das strengste Schweigen wurde anbefohlen und jedes Gespräch über den traurigen Vorfall bei schwerer Strafe verboten. „Sie aber stehe auf“, wandte sie sich streng

zu Marien. „Sie hat nicht mehr Ursache, über die Verstorbene zu klagen, als Jede von uns — wir Alle sind Schwestern unter einander! Bete Sie lieber ein Ave für die arme Seele und eins für sich selbst, daß Ihr ein solcher Ausgang erspart werde — das ist das Ende, das der Herr den Gottlosen beschieden hat und den Hochmüthigen!"

Als Marie in ihrer Zelle wieder allein war, tauchte ihre ganze Seele unter in Gram und Bitterkeit und die Wellen der Trübsal drohten über ihrem Haupte zusammenzuschlagen; aber die unentweihte Reinheit des Gemüths hielt sie dennoch über den Sturm empor und die Kraft ihres glühenden Gebets goß sich allmälig wie glättendes Oel über den Untiefen aus. „Steh' mir bei, o Du gebenedeite Mutter, Du Stern des Heiles", schloß sie ihr Flehen, „steh' mir bei und bewahre mich vor einem solchen Ende! Hilf mir, daß ich mein Gelöbniß ganz und redlich und freudig erfülle, — wenn auch Vieles in diesem Hause anders ist, als ich es mir dachte — mit Deinem Beistande werde ich doch noch erreichen, was ich allein gesucht habe, den Frieden der Seele und die Ruhe in Gott!"

Gefaßt erhob sie sich und setzte sich zur Handarbeit,

die ihre hauptsächliche Beschäftigung ausmachte, seitdem ihr die Behandlung und Wart der Kranken abgenommen war. Neben den künstlichen Spielereien, welche zu Geschenken für Freunde des Klosters bestimmt wurden, wie bunte Bänderrahmen für Heiligenbildchen oder hohle Eier mit einem aus Perlen und wohlriechenden Würznelken darüber gesponnenen Drahtgeflecht, arbeitete sie schon seit längerer Zeit an einer größern Seidenstickerei, welche zwar in etwas kunstlosen Linien, dafür aber in desto lebhafteren Farben die Mutter des Herrn mit dem kindlichen Heiland im Arme darstellte. Es war das für Borzaga bestimmte Andenken, und darum war es wohl begreiflich, wenn die Gedanken der Stickerin das Geschenk voraus auf dem Wege begleiteten, den es nehmen sollte. Es fiel ihr dabei schwer auf die Seele, daß sie in dem Gespräche so Vieles hatte auf dem Herzen behalten müssen, was ihr wie zermalmend darauf lastete; es kränkte sie bitterlich, daß sie ihren einzigen Freund sogar durch unwahre Angaben hatte täuschen müssen . . . als sie dann einmal daran kam, die Stickerei zu beenden und die Rückseite zu überdecken, war es leicht erklärlich, wenn ihr dabei der Gedanke aufstieg, einige schriftliche Zeilen darin zu verbergen und so dem theuren Vater einen unbehorchten

Gruß zu sagen und die gezwungene Lüge wieder gut zu machen. Der Gedanke wurde schnell um so reizender, als die Ausführung leicht und sicher erschien, denn die Stickerei war so dick aufgetragen, daß sich ein kleines Blättchen ganz wohl darunter verbergen ließ: dabei durfte sie hoffen, daß der Meister beim Empfang das Bild aus dem Rahmen nehmen, nach allen Seiten besehn und sicher das Briefchen entdecken werde. Rasch war der Plan auch ausgeführt; einige Zeilen waren geschrieben und zwischen dem Seidengrunde der Stickerei und dem Stück Pappe verborgen, das die Rückwand bildete.

Die Erlaubniß der Aebtissin, die Stickerei weg zu senden, von der sie schon lange wußte und deren Bestimmung sie kannte, unterlag keiner Schwierigkeit; die strenge Frau, eben mit der Frau Schaffnerin beschäftigt, die Klosterrechnungen zu durchgehen, unterließ es sogar, das Bild einer genauen Prüfung zu unterziehen, und mit hochklopfendem Herzen eilte Marie der Klosterpforte und dem daneben befindlichen Stübchen der Frau Pförtnerin zu, in welchem sich zu bestimmten Stunden die sogenannte Ausgeherin einfand, um die Gänge und Einkäufe des Klosters zu besorgen. In dem Stübchen war außer der Ausgeherin auch Frau Amalia anwesend, welche manch-

mal in der freien Zeit die Frau Pförtnerin besuchte, einmal, weil es da allerlei aus der Stadt zu hören gab, und dann, weil die Pförtnerin vortreffliche Magentropfen führte, von denen sie an Hilfesuchende durch das Thürfensterchen abgeben mußte, und deren Heilsamkeit Frau Amalia an sich zu erproben liebte. Als Marie eintrat war die Ausgeherin eben im Begriff, ihren Gang zu beginnen und konnte nur noch flüchtig den Auftrag übernehmen. Diese Eile bot auch Marie den Vorwand zur Ablehnung, als Frau Amalia mit zuthunlicher Freundlichkeit herankam und die schöne Arbeit der Frau Magdalena zu besichtigen wünschte. Hastig schob sie das Bild in den Korb der Ausgeherin und wiederholte, es sogleich dem Meister Borzaga mit ihren besten Grüßen zu bringen und sie zu entschuldigen, daß nicht ein Glas über die Stickerei gemacht sei; das könne aber der Meister sich draußen leichter und besser besorgen lassen, als sie im Kloster. Damit eilte die Frau fort und Marie kehrte erleichterten Gemüths in ihre Zelle zurück, während Frau Amalia bei der Pförtnerin noch sitzen blieb, denn daß Marie ihr das Ansehn der Stickerei verweigerte, hatte ihre heftige Gemüthsart schon wieder aufgeregt und sie mußte eine Stärkung zu sich nehmen, sollte sie nicht ein

Unwohlsein anwandeln aus Aerger über den Hochmuth dieser Unverbesserlichen.

Das Gläschen mit den Magentropfen und der Stoff zur Unterhaltung war eben gründlich erschöpft, als die Ausgeherin vor der Zeit und unerwartet zurückkam. „Nun", sagte Frau Amalia neugierig, „die Frau Riedhoferin ist ja noch völlig geschwind in ihren alten Tagen! Ist Sie denn schon bei dem Meister Kaminfeger gewesen? Hat Sie die wunderschöne Stickerei, die man gar nicht hat ansehn dürfen, schon übergeben? Hat Sie recht große Ehre eingelegt und ein tüchtiges Trinkgeld erhalten? Soll ja ein gar wackerer und gottesfürchtiger Mann sein, der Meister Kaminfeger . . . will nur wünschen, daß er noch recht viel Gutes erlebt an seinem Pflegekind!"

Die Ausgeherin leerte ihren Korb: auch Mariens Stickerei kam wieder daraus zum Vorschein. „Ach Du mildes Herz Jesu!" rief Frau Amalia, „da ist das Bild ja wieder — hat's der Meister wohl gar nicht angenommen? . . ."

„Der nimmt nichts mehr an auf dieser Welt!" rief die Alte lachend, indem sie gleichzeitig mit dem Auspacken des Korbes fortfuhr. „Er ist schon lang nicht mehr recht fest gewesen; vor einigen Tagen hat er sich legen müssen

und hat es gar gemacht, wie man eine Hand umkehrt... Wie ich mit dem Bild hingekommen bin, ist der Meister gerade auf dem Schragen gelegen . . . da hab' ichs gar nicht abgeliefert, sondern hab' ihm den Weihbrunnen gegeben und bin gleich wieder zurück . . ."

„Ei Du frommes Herz Jesu!" jammerte Frau Amalia. „Das ist ja eine merkwürdige Geschichte, ein ganz entsetzliches Unglück! Das wird ihr hart zu Herzen gehn, der guten Frau Magdalena; ich muß nur gleich hin und es ihr beibringen, daß sie es auf eine gute Art erfährt . . . aber zuvor muß ich doch das Wunder von Stickerei betrachten, das man gar nicht hat ansehn dürfen . . . Nun", begann sie wieder, nachdem sie das Bild geringschätzig hin und her gewendet hatte, „etwas so gar Besonderes kann ich nicht dahinter finden! Wie wir jung waren, hat Unsereins wohl noch was Schöneres zusammengebracht, aber wenn man alt wird, lassen halt die Augen aus! Und wie dick die Wolle aufgetragen ist! War denn der geehrte Kaminkehrermeister ein wenig blind oder kurzsichtig, und wollte die Stickerin dafür sorgen, daß er das, was er nicht sieht, mit Händen greifen kann? . . . Aber nein — das ist ja wie ausgestopft und rauscht ganz sonderbar . . ." Neugierig lüpfte sie den Blendrahmen

ein wenig, langte hinein und zog das Briefchen heraus, mit einer Miene, in welcher sich höhnische Schadenfreude mit wirklichem Schrecken vermischte. Das Verbrechen, das sie hier entdeckt hatte, war im klösterlichen Sinne so groß, daß sie selbst vor den Folgen erbebte, die es für die Verbrecherin haben mußte, und wäre sie bei der Entdeckung allein gewesen, so hätte trotz aller Erbitterung gegen Marie vielleicht doch ein Rest weiblichen Mitgefühls in ihr die Oberhand behalten. In Gegenwart von Zeugen schämte sie sich dieser Regung und gedachte des Gebots, das den Nonnen befahl, bei schwerer Ahndung jeden auch noch so geringen Fehltritt einer Mitschwester zur Anzeige zu bringen. „Es ist wirklich so!" rief sie, als sie sich ein wenig gesammelt hatte. „Ein heimliches Brieflein... das muß sogleich die Aebtissin bekommen..." Die Ausgeherin und die Pförtnerin waren begierig, den Inhalt kennen zu lernen, und wollten sie bereden, den Zettel zu lesen, allein sie eilte davon, denn sie wollte nicht, daß etwas bekannt würde, was vielleicht dem Kloster zur Unehre gereichen konnte. Erst in einer Fensterecke unweit des Zimmers der Aebtissin nahm sie sich Zeit, die eigene Neugier zu befriedigen. „Bester theuerster Vater", hieß es in dem Briefe, „ich kann es nicht übers

Herz bringen, daß ich Ihnen bei Ihrem letzten Besuche nicht die Wahrheit gesagt habe. — Es war das erste Mal in meinem Leben, ich will es daher wieder gut machen und Ihnen sagen, daß ich nicht glücklich bin. Ich habe es im Kloster nicht so gefunden, wie ich es mir gedacht habe — der Unfrieden, der Haß und der Neid sind darin so gut zu Hause, wie in der Welt, und es ist eine schwere Aufgabe, daß man sich nicht auch hinreißen läßt, sondern eingedenk bleibt, daß Hände, Augen und Herz nach oben gehören. Sie haben mich von der Krankenpflege abgesetzt ohne Grund und ich habe viele harte Strafen bekommen, weil sie sagen, ich sei hochmüthig — das bin ich aber nicht, Vater: Sie kennen mich ja am besten und ich bin noch wie ich immer gewesen bin. Glauben Sie aber nicht, daß wegen all diesem mein Entschluß mich reut — Gott hat ihn mir eingegeben und ich will ihn auch ausführen und gern Alles ertragen, was er mir schickt und auferlegt! Nur um die einzige Gnad' und Freud' bitte ich, daß ich öfter von Ihnen was höre und erfahre, und wenn es nur ein Gruß ist, damit ich sehe, daß Sie noch an mich denken und mich lieb haben. Ich grüße Sie auch vielmals aus Herzensgrund und grüße alle Bekannte und Befreundte und auch

den Franz, wenn er noch an mich denkt. Sie sollen Alle beten für mich . . . Magdalena von den Füßen Jesu, unwürdige Klosterfrau . . ."

Mit finsterer Miene las die Aebtissin das ihr überreichte unheilvolle Blatt; dann befahl sie der Anzeigerin, über den ganzen Vorfall das tiefste Stillschweigen zu beobachten und den vier Rathsfrauen zu sagen, daß sie nach dem Essen im Refektorium zurückbleiben sollten.

Ahnungslos und unbefangen erschien Marie mit dem ganzen Convent bei Tische und das Mahl nahm unter geistlicher Vorlesung seinen gewohnten Verlauf. Marien gegenüber war der Platz für Frau Paschalis gedeckt und leer gelassen; ein bekränzter Todtenschädel erinnerte nach unabänderlichem Brauche an die Verstorbene, für welche dreißig Tage lang Speise und Trank ebenso bereitgestellt wurde, als wenn sie noch lebend mit am Tische säße.

Nach dem Gratias verließen die Nonnen das Refektorium, nur Marie wurde zurückgerufen und stand betroffen der strengen Richterin und den Rathsfrauen gegenüber, welche sich zu beiden Seiten der Aebtissin mit nicht minder ernsten Mienen aufstellten. „Ich habe den würdigen Frauen die traurige Kunde mitzutheilen", begann diese, „daß wir hier versammelt sind, um Gericht

zu halten über unsere Mitschwester Magdalena von den Füßen Jesu, welche nicht abläßt von den Pfaden des Irrthums! Kniee Sie nieder, Schwester, erwecke Sie Reu' und Leid über Ihr Verbrechen — wir aber wollen beten zum Herrn, daß er uns erleuchte zu einem gerechten Urtheil!"

Ein feierliches Schweigen trat ein, auch von Marien nicht unterbrochen, welche sich willenlos dem Kommenden beugte.

„Kennt Sie das?" rief die Aebtissin und hielt ihr den aufgefangenen Brief vor die Augen. „Und weiß Sie, was Sie dadurch begangen hat?" fuhr sie fort, als Marie erröthend und erblassend in sich zusammenknickte. „Sie hat heimlichen Verkehr mit der Welt unterhalten, der sie feierlich zu entsagen gelobte! Sie hat hinterlistig gegen das ausdrückliche Gebot Ihrer Oberin gehandelt . . . hat den Orden, der Sie aufgenommen, und alle Ihre Schwestern verleumdet — Sie hat ganz recht, sich so zu nennen, wie Sie am Schlusse Ihres gottlosen Schreibens gethan . . . eine unwürdige Klosterfrau . . ."

„Ich bekenne, daß ich schuldig bin," erwiderte Marie, „ich hätte das nicht thun, hätte mich nicht mit Heimlichkeiten beflecken sollen . . . aber ich war so bedrängt

in meinem Innern und die Gelegenheit so lockend und nahe . . . Ich bitte dafür um Strafe . . . aber verleumdet habe ich Niemanden: was ich geschrieben habe, ist die Wahrheit!"

„Wie, Sie verharrt noch dabei, hartnäckige, verstockte Sünderin?" rief die Aebtissin. „Wann wird Sie einmal einsehen, daß die Schuld von Allem, worüber Sie klagt, an Ihr allein liegt? Daß Sie allein das räudige Schaf ist in der Heerde? — Aber genug davon, das Entsetzlichste kommt noch . . . Was sollen die letzten Worte Ihres Briefes bedeuten? Wer ist der Franz, den Sie hier grüßen läßt?"

Marie erglühte über und über: sie vermochte nicht, sogleich zu antworten.

„Sie wird roth," fuhr die Richterin fort. „Es ist also wirklich wahr . . . so weit hat Sie sich vergessen! Sie ist Ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden . . . Sie hat eine gemeine, irdische Liebschaft im Kopf und Herzen! Gestehe Sie, wer ist der Mensch, der sich erfrecht, Buhlschaft mit einer Gottgeweihten zu treiben?"

Das Uebermaß der Beschuldigung gab Marien ihre Fassung zurück; ein schwaches Lächeln spielte um ihre Lippen. „Der ist wohl längst verheirathet und Familien-

vater," sagte sie, „der denkt nicht mehr an mich! Aber wahr ist es — als ich noch in der Welt war, hat er mich sehr geliebt und wollte mich zur Frau haben . . . auch ich bin ihm nicht abgeneigt gewesen, aber ich habe mich bezwungen und mein Herz dem Heiland geweiht, und ich habe mein Gelübde gehalten!"

„Das hat Sie nicht!" rief die Aebtissin heftig. „Lüge Sie nicht vor Gott und Ihren Richtern in's Gesicht! Ihre Gedanken sind noch immer in der Welt und bei Ihrem weltlichen Buhlen! Was sagen die Rathsfrauen dazu? Verlangen Sie noch mehr zu hören?"

Die Nonnen hatten inzwischen den Brief von Hand zu Hand gehen lassen und schüttelten die greisen Häupter in frommer Entrüstung. „Wir wissen genug!" murmelten sie untereinander. „Sie ist ein Schandfleck des Ordens!" Eine kurze Berathung folgte; Marie, im Voraus auf das Schlimmste gefaßt, beachtete nicht, daß Konrada, die sich unter den Rathfrauen befand, zu mildern und zu begütigen versuchte, daß sie aber zuletzt schweigen mußte, sollte nicht ihre eigene Gesinnung in Verdacht gezogen werden.

„Vernehme Sie Ihr Urtheil," begann dann die Aebtissin wieder. „Sie hat das Kloster und Ihre Mit-

schwestern verleumdet! Hat heimlich und hinterlistig mit der Welt verkehrt und Ihr Gelübde gebrochen, Niemand anzugehören, als dem Herrn Jesu allein — dafür wird Sie zur Strafe sechs Monate, statt in Ihrer Zelle in einem dunklen Gefängniß zubringen, bei keiner andern Nahrung, als Wasser und Brod — zur Abtödtung Ihrer Fleischesgelüste wird Sie beständig den Bußgürtel tragen und sich alle acht Tage geißeln! Zugleich erkläre ich Sie als unwürdig aus dem Orden der Frauen der heiligen Clara verstoßen und setze Sie zur Laienschwester herab ... wenn Ihre Strafzeit vorüber ist, wird Sie sich in die Küche begeben und den Mägden helfen . . ."

Marie kniete noch immer wie unbeweglich, aber sie glühte vor Scham, Entrüstung und Schmerz.

„Stehe Sie nun auf — bedanke Sie sich für die gnädige Strafe . . ."

„Hochwürdigste Frau Mutter," stammelte Marie unter stürzenden Thränen „. . . ich kann es nicht . . . ich bitte um Milderung! Allem will ich mich gern unterwerfen, ... nur die Herabsetzung erlassen Sie mir ..."

„Ohne Widerrede! Sie hat sich selbst erhöht, also muß Sie erniedrigt werden . . . man nehme ihr den schwarzen Frauenschleier ab, dessen sie unwürdig ist!"

„Barmherzigkeit!“ rief die Verurtheilte, indem sie den Schleier festhielt, nach welchem eine der Rathsfrauen schon die Hand ausstreckte. „Mein Gewissen sagt mir, daß ich das nicht verdiene — nur der Bischof hat zu entscheiden, ob ich des Schleiers würdig bin!“

„Wir haben unser eigenes Gericht, mit dem kein Bischof zu schaffen hat — nehmt Ihr den Schleier!“

„Thut es nicht,“ rief Maria außer sich und mit einer Geberde, als wollte sie sich zur Wehre setzen. „Rührt mich nicht an . . . ich dulde es nicht!“

„Nicht dulden? Will Sie sich auflehnen gegen Ihre Obrigkeit?“

„Nur gegen das Unrecht, das mir geschieht! Niemand hat ein Recht, mir diesen Schleier zu nehmen — ich habe ihn nicht aus Euren Händen . . . ich habe ihn von meinem Heiland empfangen . . . ich lasse ihn nicht . . .“

„Das wollen wir doch sehn!“ rief die Aebtissin, indem sie rasch näher trat und den Schleier faßte. Gegen sie wagte Marie keinen Widerstand; stumpf und gefühllos ließ sie sich die Frauenzierde vom Haupte nehmen und sich in's Gefängniß führen.

Als der Eisenriegel hinter ihr klirrte, sank sie mit

dem Antlitz auf das kalte Ziegelpflaster nieder und flehte lange in brünstigem Gebet. „Ich habe Niemand, als Dich, o Herr," flehte sie; „zu Dir rufe ich empor aus meiner Tiefe — ziehe Du mich hinauf zu Dir, oder gieb mir Deine Kraft, zu dulden . . . mein geringes menschliches Können ist zerbrochen . . ." Es war vergebens; das getretene Herz bäumte sich in ihr gegen das erlittene Unrecht auf: sie war das Opfer einer planmäßigen Verfolgung und hatte keinen Schutz auf Erden — keinen, als ihren treuen Pflegevater, denn das wußte sie gewiß, er hatte sie nicht verrathen, der Brief war also aufgefangen worden und sicher gar nicht in seine Hände gekommen. Die Nacht brach ein; mit ihrem Dunkel lagerte sich ein Gefühl der Verzweiflung auf der Ausgeschlossenen. Sie raufte sich das Haar, sie rang die Hände und rutschte sich die Knie wund; sie rief in den jammervollsten Tönen um Erbarmen und Hülfe — ihr Geschrei verhallte an den tauben Quadern des Gewölbes. Dann ward sie augenblicklich ruhiger — sie gedachte der Zeit, wenn ihre Buße überstanden sein würde . . . sie sah sich als Magd in der Küche stehn . . . entehrt, verhöhnt . . . sie hörte die Spottreden der Nonnen, sie fühlte ihre stechenden Blicke, und, wie um ihnen zu entgehn,

stürzte sie wie außer sich zur Thüre und rüttelte daran. Sie zuckte zusammen, denn es schien, als ob sie nachgebe — sie riß stärker an den morschen, lange nicht untersuchten Bändern — sie wichen; nach einiger Anstrengung öffnete sich die Thüre und sie stand im Kellergange des Klostergebäudes.

Es war still und finster um sie herum wie in einem Grabe, aber sie kam sich vor wie eine Auferstandene — der Gedanke der Flucht stand mit einem Male vor ihr gleich dem Lichte des Tages, das sternengleich durch einen langen dunklen Schacht herein leuchtet — mit dem Gedanken war sie plötzlich ruhig geworden, denn sie fühlte sich im Rechte; das Kloster hatte seine Verpflichtung gegen sie verletzt, also konnte auch sie nicht mehr daran gebunden sein . . . war sie nur erst bei ihrem Vater, dann wußte sie sich gerettet . . . er würde die Wege finden, sie vor ungerechter Mißhandlung zu schützen . . .

Lautlos wie ein Schatten huschte sie den Gang dahin, durch die ihr wohlbekannten Thüren in's Erdgeschoß und von da in's Freie. Es war bitter kalt; festgefrorener Schnee lag schuhtief im Hofraume und auf den eisbefranzten Dächern; aus dem schwarzblauen mondlosen Himmel blitzten hoch und hell die Sterne herab. Marie

fühlte kaum den eisigen Nordhauch, der sie fast wie eine Kühlung anwehte; sie eilte durch den Hof und den im weißen Nachtkleide erstarrten Garten bis zur Lindengruppe an der Kapelle. Sie wußte selbst kaum, wie sie es zu Stande brachte, aber in wenigen Augenblicken war sie auf den mächtigen Lindenästen emporgeklettert und hatte die Höhe der Mauer erreicht. In beträchtlicher Tiefe unter sich sah sie hoch aufgescheitertes Holz stehn und wagte den Sprung hinunter, der auch gelang, aber den Haushund des Nachbars weckte, dessen Hofraum an die Klostermauer stieß. Knurrend schlich das wilde zottige Thier um den Holzstoß und legte sich zuletzt, da Marie sich nicht herabzusteigen getraute, lauernd davor nieder. Stunde um Stunde kroch der Unglücklichen in dieser martervollen Lage dahin; sie verging beinahe vor Kälte und Erschöpfung und unter der Last des Gedankens, daß bald die Stunde des Morgenläutens kommen werde, daß man dann im Gefängniß vielleicht nach ihr sehn und ihre Flucht entdecken konnte, noch ehe sie in Sicherheit war . . . Bereits ertönten die ersten Glockenschläge vom Klosterthurme, als in dem Nachbarhause die Hofthüre aufging und ein Mann mit einer Laterne heraustrat. Der Hund sprang ihm heulend entgegen und Marie be-

nutzte den Augenblick, sich von dem Holzstoße herabzu- lassen. „Holla Melakel, was giebt's da?" rief der Mann. „Was ist das für ein Gerumpel? Hussa, Melakel faß' den Dieb . . ."

„Um Gottes willen!" rief Marie näher wankend, „ich bin kein Dieb von ich bin eine Unglückliche, die Hülfe bei Ihnen sucht. . . ."

Der Mann war Meister Halmberger, der Altmetzger, und eben im Begriffe, sein Tagewerk im Schlachthaus zu beginnen. „Eine Unglückliche," rief er, die Laterne hochhaltend. „Kommen die über die Mauer und über den Holzstoß herein? Aber den braunen Habit sollt' ich ja kennen, wenn Sie auch keinen Schleier aufhätt' . . . Sie ist wohl gar eine ausgesprungene Klosterfrau? Und was will Sie denn bei mir?"

„Ich bin ungerechter Einkerkerung entflohen," er- widerte Marie vor Kälte bebend, „ich will meine Sache dem Bischof übergeben, und bitte nur, daß Sie hin- schicken und mich so lange verbergen, bis Antwort kommt, oder daß Sie mir Kleider leihen, um selbst hingehn zu können . . ."

„Verbergen? Kleider leihen?" fragte Halmberger. „Das ist alleweg ein böser Handel . . . aber komm' die

Frau nur herein in's Zimmer, sie schnattert ja vor Frost . . ."

Mit nicht geringer Verwunderung blickte die dicke Metzgerin, welche im wohlgeheizten Schlafzimmer noch im Bette lag, den Eintretenden entgegen. Marie war so erschöpft, daß sie auf ihre Fragen nur halbe Worte zu erwidern wußte und in den am großen Kachelofen stehenden Lehnstuhl wie betäubt niedersank. Auch die Tochter kam in Schlafmütze und Nachtjacke, gähnend und die Arme streckend, aus der Nebenstube, hervor, und Beide hörten dem Meister zu, der die Begegnung mit der Nonne und ihr Verlangen erzählte. „Was meinst, Alte?" schloß er. „Ich laß' den Martl in's Schlachthaus gehn statt meiner und schlief' in meinen Rock hinein und lauf' hinüber zu dem Vikari vom Herrn Erzbischof . . ."

„Warum nicht gar!" eiferte die Metzgerin und riß sich die Nachthaube ab. „Was sollen wir uns in solche Geschichten mischen! Du bleibst da, und der Martl lauft hinüber zu den Clarisserinnen und sagt's, daß sie die Ausgesprungene wieder holen!"

„Aber man kann ja doch nicht wissen, was sie ihr angethan haben," meinte die Tochter.

„Was werden sie ihr Viel gethan haben! Wird halt auch ein Thunichtgut sein . . . und kurz und gut, ich will einmal nichts davon wissen!“

„Wenn aber, . . .“ wollte auch Halmberger einwenden.

„Was aber?“ schrie die Frau. „Denkst Du denn an gar nichts, Mann? Willst Du die kostbare Kundschaft vom Kloster verlieren?“

„Ja freilich — da hast Du alleweg Recht,“ erwiderte der Metzger, sich hinter dem Ohre krauend, „auf die Kundschaft muß man halten!“

Der Knecht ward abgeschickt, ohne daß Marie etwas davon vernahm; die Wärme und die Abspannung nach so großen Mühen und Leiden hatten sie in tiefen Schlaf versenkt. Sie erwachte erst, als der Beichtvater des Klosters, ein Franziskanermönch, vor sie trat und sie im Auftrage der Aebtissin aufforderte, ihm zu folgen. Sie erwiderte nichts, denn sie übersah im Augenblick die ganze Hoffnungslosigkeit ihres Schicksals; sie warf nur einen traurigen Seitenblick auf die verlegen dastehende Metzgerfamilie und folgte dem Pater.

Im Kloster traf sie den ganzen Convent im Refektorium versammelt. Die Aebtissin sah sie lange, beinahe

wie theilnehmend, an. „Sie fängt an, mir leid zu thun, Schwester Magdalena," sagte sie dann, „die Festigkeit und Beharrlichkeit, die Sie zeigt, hätte sich vielleicht zum Guten wenden lassen — jetzt ist es zu spät, jetzt kann ich nichts mehr für Sie thun, als zu Gott bitten, daß er Ihr beistehe in der Strafe, die Sie erwartet. — Als unwürdige, pflichtvergessene Nonne, welche die Clausur verletzt hat, und heimlich zu ihrem Buhlen entflohen ist, hat der Convent sie zur lebenslänglichen Einschließung in einem unterirdischen Kerker verurtheilt . . ."

„Ich bitte um die einzige Gnade," flüsterte Marie, „daß man von mir nicht glauben möge, ich sei aus unlautern Absichten entflohn . . . ich wollte meine Sache dem Bischof übergeben und bis zur Entscheidung mich in den Schutz meines Pflegevaters stellen . . ."

„Nehme Sie nicht noch eine Unwahrheit mit auf Ihren letzten Erdenweg!" rief die Aebtissin feierlich. „Glaubt Sie, wir wissen nicht, daß Ihr Pflegevater gestorben ist?"

„Gestorben . . . Nein . . ." stöhnte Marie und sank ohnmächtig nieder.

Sie merkte und fühlte es nicht, als sie in den Kerker gebracht wurde, gegen welchen das frühere Gefängniß

ein angenehmes, wohnliches Gemach gewesen war. Besinnungslos lag sie in der Ecke auf dem Strohbündel, auf den man sie niedergelegt hatte; durch die Mauernische schob sich ein Krügelchen Wasser mit etwas Brod, dann fiel krachend die mächtige Thüre in's Schloß, schwere Eisenriegel rasselten daran und verschlossen sie — für immer.

II.

Verwaiſ'te Herzen.

Das kleine Dörfchen Gründel bei Steingaden war ſchon in tiefe Abenddämmerung gehüllt und in der immer dunkler einbrechenden Nacht verſchwammen bereits die Umriſſe der Gebirge, welche über ſtrohgedeckte Hausgiebel und niedrige Obſtbaum-Wipfel hin in einer Entfernung von wenigen Stunden den Geſichtskreis abſchließen. Das Ave-Maria-Läuten hatte ſchon dem Lärmen und Jauchzen der Kinder ein Ende gemacht, die längs der Dorfgaſſe auf einem kleinen Raſenfleck zu ſpielen pflegten; die Weiber hatten in den niedrigen und unanſehnlichen Hütten oder in den Ställen zu thun, und nur einige Männer ſaßen noch auf der Bank vor dem einen Hauſe und ſchienen über dem Eifer ihres Geſprächs den Glockenruf zur Ruhe überhört zu haben.

„Es iſt nicht anders, Nachbar," ſagte der Eine, eine

magere, herabgekommene Gestalt in höchst ärmlicher Kleidung. „Ich bin gestern selbst drüben gewesen in Steingaden und hab' das leere Nest gesehn! Der Niederkirchner ist wirklich auf und davon — ausgewandert, mit Weib und Kind, mit Sack und Pack!"

„Und auch nach Spanien? Auch zu dem General Thürriegel?" fragte der Zweite, ein stämmiger Mann, dessen kräftiger und gesunder Ausdruck bei dem schwachen Lichtschimmer zu erkennen war, der aus dem Fenster hinter ihm auf die Gruppe fiel. „Wie er nur hat durchkommen können! Das Auswandern ist doch so streng verboten und die Schergen und Cordonisten passen jeden Weg und Steg ab an der Gränz' . . ."

„Ei, die drücken auch wohl ein Aug' zu, wenn man ihnen was in die Hand drückt," rief der Erstere wieder. „Man sieht's ja an den Gütern, die überall leer stehn, daß es doch ein Loch zum Hinausschlüpfen geben muß! Und wenn's auch noch so stark verboten wird, manchmal kommt doch eine Nachricht heraus von Spanien, wie gut es ihnen dort geht . . . das verlockt immer wieder Andere zum Fortgehn!"

„Ich halt' nit viel davon," sagte der Dritte, den silberbehaarten Kopf schüttelnd. „Ihr wißt, ich bin Sol-

dat gewesen und weit in der Welt herum gekommen und hab's gesehn, der Bauer ist überall ein armer Tropf, der sich schinden und plagen muß für Andere! Ich mein', es ist bei uns nit schlimmer als anderswo und wird noch besser werden. Ist uns ja schon versprochen worden, daß wir uns frei kaufen können von der Leibeigenschaft, und daß die Scharwerk' weniger werden soll und das Handlohn kleiner bei der Gutsübernahm' . . ."

„Ja, ja — versprochen haben sie uns schon viel," rief der Hagere lachend, „aber das Halten steht in weitem Feld! Im vorigen Herbst ist so viel wie nichts gewachsen, von dem immerwährenden Regnen; wir haben kaum so viel, daß wir ordentlich ausbauen können, und wenn's heuer wieder nicht geräth, wie's allen Anschein hat, dann sind wir Alle lang' verhungert bis die versprochene Erleichterung kommt. Ich für meinen Theil denk', ich werd's nit abwarten, ich werd' einmal über Nacht meine sieben Zwetschgen zusammengepackt haben und verschwunden sein, wie der Niederkirchner!"

„Thu's nicht, Nachbar!" unterbrach ihn der stattliche Mann eifrig. „Ich kann Dir so rathen, denn ich bin in denselben Schuhen gestanden wie Du. Ich hab' Schulden über Schulden gehabt, und das Gütl' war schon am

Verganten; da hat mich und mein Weib Einer bered't in unsrer Verzweiflung, drinnen in München, wohin ich gefahren war mit meinem letzten bissel 'Treid ... da haben wir uns entschlossen, auch auszuwandern! Es geht aber nit allemal so geschwind, wie man's sich vornimmt, der Winter war vor der Thür', und so hat's halt geheißen warten, und noch eine gute Weil' aushalten im Elend ... Da hat einmal mein Größerer aus der Schul' den neuen Kalender mit heimgebracht ... Ihr wißt es ja ..."

„Freilich," sagte der Greis, „der Kalender, der vertheilt worden ist! Den die Herrn in der Stadt gemacht haben, die Herrn ... wie heißen sie doch nur gleich?"

„Die Akademischen, glaub' ich," fuhr der Bauer wieder fort. „Nun — aus dem Kalender hat uns der Bub' ein Lesen vorbuchstabirt — von der neuen amerikanischen Frucht, die so leicht zu bauen sein sollt' und so gut wär' und so ausgiebig, und wer damit eine Prob' machen wollt', der sollt's nur sagen und sich die Anweisung holen und den Samen zum Ausbau ... Da hab' ich mir gedacht, ich könnt's ja wohl noch einmal versuchen und ich hab's gethan, und es reut mich nit, Nachbar, denn dem amerikanischen Gewächs, den Erdäpfeln verdank' ich's, daß ich noch auf dem Gütl bin! Wir haben

davon vollauf zu essen gehabt, und es ist noch genug übrig geblieben, daß ich mir wieder Vieh hab' halten können . . . Dann hab' ich meine Aecker wieder gedüngt, ich hab' meine härtesten Schulden gezahlt, und selber in der jetzigen harten und theuren Zeit ist's so gekommen, daß mein Weib und meine Kinder nichts gemängelt . . ."

„Ja, Gott sei ewig Lob und Dank dafür!" sagte die Bäurin, welche über das ungewöhnlich lange Zwiegespräch verwundert, unter die Thüre getreten war. „Wenn ich daran denk', wie elend ich selbigesmal in der Münchnerstadt unter dem Bogen beim großen Christoph gesessen bin — schier so elend, wie die arm' Sünderin, die s' zum Richten ausgeführt haben — und wenn ich mich jetzt bei uns umschau, weiß ich nit, wem ich mehr danken soll, unserm Herrgott, oder den Herrn, die uns die Hilf' verrathen haben. Meine Buben müssen aber auch alle Tag beten dafür, und der Kalender ist wohl schon verrissen, aber dasselbige Blatt, das hab' ich noch und das ist an der Stubenthür angenagelt just neben dem Haussegen!"

„Drum sag' ich's noch Mal," rief der Bauer, indem er sich erhob, „übereil' Dich nit Nachbar und mach's auch, wie ich's gemacht hab' . . ."

„Auf keinen Fall ist was dabei verspielt,“ war die Antwort, „probiren kann ich's ja — das Fortgehn bleibt mir immer noch ... Und so gute Nacht beieinander!“

Der Gruß wurde von Allen erwidert, nur der Greis stand unbewegt, hielt die Hand an's Ohr und lauschte in die Nacht hinaus. „Ich weiß nicht“, sagte er, „aber es ist mir immer, als wenn ich fernes Pferdegetrappel hörte ...“

„Ihr irrt Euch, Vetter“, sagte der Bauer, „wer sollte um die Zeit noch in's Gründel geritten kommen? — Und doch, Ihr habt Recht: jetzt hör' ich es auch ... Was hat das so spät noch zu bedeuten?“

Wenige Augenblicke nachher sprengte ein Postreiter im blauen silberbordirten Rock, den Dreispitz auf dem Kopf und die Silberschnur mit dem blanken Hörnlein um die Schulter in das stille Dörfchen und hielt, als er die Bauern bemerkte, den dampfenden Gaul hart vor ihnen an. „Bin ich hier recht?“ rief er. „Ist dies Nest das Dorf Gründel und wo ist das Wirthshaus?“

Die Bauern deuteten nach den in einiger Entfernung schwach durch die Bäume schimmernden Fenstern des Wirthshauses und sahen dann dem Reiter nach, der ohne Gruß oder Dank seinem Pferde augenblicklich wieder die Sporen

gegeben und zugleich das Hörnlein an den Mund gesetzt hatte. „Was muß das zu bedeuten haben?" fragte der Jüngere. „Wem muß das gelten?"

„Das ist nicht schwer zu errathen", erwiderte der Bauer, während die Töne des Posthorns, eine einfache, schwermüthig getragene Volksweise, in der lauschenden Nacht verklangen. „Wem sollt' es gelten, als dem Sohn der alten Wirthin, der gestern auf Besuch zu ihr gekommen ist, weil sie so schwer krank ist und es wohl nicht mehr lange machen wird."

„Der ist ja ein großer Herr geworden in der Stadt. Nicht wahr?"

Das versteht sich! Ein Hofrath und Geheimer Rath und wer weiß, was er sonst noch Alles ist! Die Leute sagen, er geht beim Kurfürsten aus und ein, wie Unsereins in seiner Stuben. Und wenn einmal die Noth bei uns recht an den Mann ginge, dann wollen wir uns an den wenden — wenn er seine alte Mutter nit vergessen hat, wird er auch seine Gründler Landsleute nicht stecken lassen!"

Hufschlag und Posthornklänge verstummten und die Bauern schritten bedächtig ihren Hütten zu. —

Auch im Wirthshause hatte inzwischen schon Dunkel

und Stille geherrscht, wie im Dorfe; nur in einem Fensterchen des obern Stocks schimmerte schwaches röthliches Licht durch die kleinen trüben Rundscheiben. Die Lampe brannte in einem kleinen Gemache, eng, düster und niedrig und doch zu groß, um von dem schwachen Scheine vollständig erhellt zu werden. Wände und Decke waren aus Balken und Brettern gefügt und mehr als ein darüber hingegangenes Jahrhundert hatte sie mit ernstem Schwarzbraun überzogen. Der flackernde Schein reichte nur eben hin, um in der Ecke des Gemaches ein schlichtes, mit grobem Linnen bedecktes Lager erkennen zu lassen, auf welchem die alte Wirthin sterbend lag. Die schmale schwarze Haube der Kranken hatte sich etwas verschoben und ließ das spärliche Silberhaar der Greisin auf das grauweiße abgemagerte Gesicht, um die eingesunkenen Schläfen und Augenhöhlen herabfallen. In jedem Zuge hauste bereits der Tod und die lichtberaubten Augen starrten weit aufgerissen vor sich hin, als suchten sie noch einmal gewaltsam sich dem Erdenlichte zu öffnen. Die knochendürren Hände der Kranken aber lagen ausgestreckt auf der Decke und hielten zwischen sich die Rechte des Sohnes gepreßt, der tief bewegt neben dem Bette saß...

„Ruht Euch aus, Mutter", sagte er leise, „das Reden strengt Euch an . . ."

„Nein", erwiderte sie schwach, „es thut mir eher gut . . . ich möcht' gern gar Alles vom Herzen weg haben, damit ich recht leicht hinüber komm' in die Ewigkeit! . . . O mein Girgl, es sind schon viele Jahr, daß ich mich mit dem Gedanken an den Tod abgegeben und für ihn hergericht't hab' — aber es ist doch was Eigenes um's Sterben, wenn's so nahe an Einen herankommt . . . Und doch ist es wieder nit schwer . . . es ist gut sterben, Bub, wenn man ehrlich gelebt hat! — Wenn ich drüben bin bei Deinem Vater, wollen wir mit einander für Dich bitten, daß Du einmal auch so sagen kannst in Deiner Sterbstund' . . ."

„Thut das Mutter", sagte Lori erschüttert, „ich verlange kein anderes Glück."

„Und dann laß Dir nochmal danken", begann die Mutter wieder, ihre ganze Kraft zusammennehmend. „Laß Dir dafür danken, daß Du noch einmal zu mir gekommen bist! — Dein Bruder und sein Weib und die Kinder sind allezeit gut gewesen gegen mich . . . sie haben mich gepflegt, wie man Eins nur pflegen kann, und der liebe Gott wird's ihnen vergelten tausendfach, — aber

daß Du, kommen bist, mein lieber Bub — das nehm' ich als eine ganz besondere Kostbarkeit mit mir in die andere Welt — das will ich Dir selber vergelten, wenn wir einmal dort wieder zusammenkommen.

„Ich that ja nur, was ich mußte! Glaubt Ihr denn, mein Herz hätte mich in der Stadt gelitten?"

„Ja, ja", flüsterte die Alte mit lächelndem Kopfnicken, „Dein gutes, Dein goldtreues Herz! — Und doch ist's gerade das Einzige, was mir Sorgen macht um Deinetwegen . . ."

„Sorgen? Und weshalb?"

„Weil Du gar so allein bist . . . Es steht in der heiligen Schrift, daß es nicht gut ist, wenn der Mensch allein sei, und Du mit Deinem seelguten Gemüth solltest auch nit so allein bleiben! Ich mein', Dir müßt's gerade recht Noth thun, daß Du ein vertrautes Geschöpf an der Seiten hast . . . Du solltest doch heirathen!"

„Ihr wißt, warum ich es nicht gethan . . ." sagte Lori mit einigem Zögern.

„Ich weiß! Wegen dem Andres und seinen Kindern! Aber Du hast ihm so brüderlich geholfen, daß er jetzt wohl auf eigenen Füßen stehen kann: die Kinder wachsen auch schon heran — es wär' eine Sünd', wenn Du Dich

ganz für Andre aufopfern und gar nit an Dich selber denken wolltest . . . Du solltest Dir ein braves Weib aussuchen, das zu Dir taugt . . ."

„Ich finde keine . . ."

„Das kann nit sein, Girgel, wenn Du nur die Augen ernstlich aufmachen und suchen willst . . . Es kommt mir fast vor, als wenn Du was auf dem Herzen hättest . . . als wenn's mit dem Nicht-Finden nit so recht richtig wär' . . . Darf ich's, darf Deine alte Mutter nit wissen, wie das ist?"

Die Blinde konnte die Bewegung nicht gewahr werden, die bei ihrem Reden und Fragen über Loris Antlitz gegangen war, aber seine Hand bebte in der ihrigen und ließ sie errathen, was sie nicht sah. „Ich kenne nur wenige Frauen", sagte Lori endlich, „und unter Allen, die ich kennen lernte, hab' ich nur zwei gefunden, die ich zu lieben vermochte... Das seid Ihr, meine gute Mutter..."

„Und die Zweite?" drängte die Alte, da er stockend innehielt. „Warum nimmst Du die nicht, wenn Du sie doch gefunden hast?"

Der Sohn schwieg und sah finster zur Erde. „Weil es unmöglich ist", sagte er dann, „weil es ist und sein muß, als wenn ich sie gar nicht gefunden hätte . . ."

„Wie soll ich denn das verstehn, Girgel?“ rief die Mutter und zog in ängstlicher Erregung den Sohn an den Händen näher zu sich. „Das mußt Du mir ausdeutschen . . . es ist doch nichts Unrechtes dabei?“

„Nein.“

„So sag' mir Alles: mach' Dir und mir das Herz leichter . . . gieb mir einen Theil von Deiner Last; das Geheimniß ist bei mir am besten aufgehoben, denn ich nehm's ja geraden Wegs mit mir in die Gruben!“

Lori rückte näher an das Lager und neigte sich über die Kranke. Er begann zu erzählen und sprach lange und leise, denn wenn auch das lautgesprochene Wort in der einsamen Sterbekammer keinen Hörer gefunden hätte, wäre ihm doch jeder laute Ton als ein Frevel erschienen, als eine Entweihung seines Heiligthums. So schwebte das Geständniß von den männlichen Lippen des Sohnes in das Ohr der greisen Mutter und ließ das verborgenste Leben seiner Seele erstehn, die tiefgeheimsten Kämpfe seines Herzens vorübergehn vor dem verwandten Gemüthe und den nicht erloschenen Augen der Mutterliebe. Als er geendigt hatte, war es einige Augenblicke so still im Gemache, daß man den Lampendocht knistern und die Fliege summen hörte, die um denselben schwärmte. Dann

drückte die Kranke Loris Hand fester, in den verhüllten Augen schimmerte es wie eine Thräne, und mit bebender Stimme sprach sie: „Mein armer, armer Bub, das ist freilich eine schwere Bürd', die Du auf Dir hast ... Gott steh' Dir bei ...“

„Amen“, flüsterte dieser ergriffen; die Frau aber richtete sich, halb auf den Arm gestützt, etwas empor, legte die Hand an die Brust und fuhr in fieberartiger Erregung weiter: „Ich weiß nit — mir wird auf einmal ganz sonderbar ... ich glaub', das ist das Letzte ... Laß den Andres hereinkommen und die Kinder ... es geht ans B'hüt Gott sagen ...“

Lori öffnete die Thür und rief halblaut hinaus; von der dunklen Straße herauf erklangen die Posthorntöne des näherkommenden Staffetenreiters, sanfte klagende Klänge, wie eine geheimnißvolle Stimme der Nacht. „Was ist das?“ fuhr die Sterbende zurücksinkend fort. „Das geht Dich an, Girgl — sie kommen und holen Dich ... Du mußt wieder hinein, mußt Dich einspannen lassen in Dein Geschirr und aushalten, bis Dich auch einmal der Tod ausspannt ... Bleib' nur noch die kurze Zeit da — es ist bald gar mit mir ...“ Durch die Kammerthür drängten jetzt die Kinder des Wirths

herein, um von der guten Großmutter den nur halb begriffenen letzten Abschied zu nehmen, hinter ihnen Vater und Mutter, die sie an das Lager führten, daß die Kranke sie erreichen und ihnen die Hände auf's Haupt legen konnte. In der offenen Thür standen die Dienstboten des Hauses mit gefalteten Händen und in leisem Gebet. Alles kniete dann nieder und man vernahm nichts im Gemach, als die matten Worte der Scheidenden, unterbrochen von dem lauten Weinen der Kinder, von dem unterdrückten Aufschluchzen der Männer, begleitet von den Hornklängen des eben vor dem Hause anhaltenden Reiters. „Behüt Dich Gott, mein lieber Bub", murmelte die Alte immer schwächer werdend . . . „b'hüt Gott, Andres . . . b'hüt Gott alle mit einander . . . macht's, daß wir einmal Alle wieder zusammenkommen im Himmel . . . Was ist denn das für ein wunderbarer Gesang? . . . Das ist eine Engelstimm', die mich ruft . . . O Du mein Herr und Heiland . . . es ist doch gut sterben, wenn man ehrlich . . ."

Das Wort starb auf den erstarrenden Lippen; wie ein eigenthümlicher Schatten huschte es über das zuckende Antlitz — noch ein tiefer abgebrochener Seufzer und sie war hinüber. Thränen im Auge beugte sich Lori über

die Todte und drückte ihr die Mutteraugen zu, während die Anwesenden mit lauter Stimme ein Vater Unser zu sprechen begannen zum Heil der abgestorbenen Seele . . .

Bald darauf hatte der Reiter sein Schreiben übergeben und im ersten Tagesgrauen rollte der Wagen Loris der Hauptstadt zu. —

Am Abend des folgenden Tages war dort in dem Pallaste des Herzogs Clement vor dem Neuhauser Thor einer jener schöngeistigen Cirkel versammelt, welche der Gesellschaft Münchens, von den Hofkreisen an bis in's gemeine Volk herab, so viel zu reden, zu erzählen, zu verwundern und zu spotten gaben. Nach Allem, was man davon mit Bestimmtheit wußte, wurde daselbst abwechselnd musicirt und aus den Werken der neuesten Gelehrten und Dichter jener Zeit vorgelesen; nicht Wenigen war es völlig unbegreiflich, wie man dabei einen Abend hinbringen könne, und die Unbegreiflichkeit stieg, als sogar verlautete, daß dabei nichts genossen und statt des landesüblichen Biers nur ein Getränk herumgereicht werde, welches Thee heiße — ein Wort, mit welchem sich für das Volk untrennbar und augenblicklich der Begriff von Krankheit und Arznei verband. Da nur wenige ausgewählte Personen eingeladen wurden, sohin nichts Verläßiges zu erfahren

war, fand die allgemeine Neugierde vollen Ersatz in Vermuthungen und Erdichtungen, die überall herumgetragen und fast überall geglaubt wurden. Diese Gerüchte hatten Kurfürst Maximilian veranlaßt, unvermuthet einmal selbst in dem Cirkel zu erscheinen: sein heller Geist fand schnell Gefallen an der geistigen Unterhaltung und seitdem hatte er selten an den bestimmten Abenden gefehlt. Herzog Clement selbst, Mariannens Gemahl, ein großer ernster Mann, saß dabei etwas seitwärts an einem abgesonderten kleinen Tischchen und schien an der Gesellschaft wenig Antheil zu nehmen. Dem war aber nicht so, vielmehr zeigte manche kurz, aber treffend in's Gespräch geworfene Bemerkung, wie sehr er innerlich damit beschäftigt war: — seine äußere Zurückgezogenheit hatte vielmehr ihren Grund darin, daß er, seit Jahren an beiden Beinen gelähmt, sich nur mit Mühe vom Stuhl zu erheben vermochte und es nicht liebte, sein Gebrechen beobachtet zu sehn.

In der letzten Zeit hatten die Versammlungen eine Unterbrechung erlitten, denn Herzog Clement war durch den Tod von seinen Leiden erlöst worden und in der Fürstengruft zu Sanct Michael zur Ruhe gebracht. Herzogin Marianne hatte wie eine schlichte bürgerliche Haus-

frau unermüdlich und treu bei ihm ausgehalten und ihn liebevoll gepflegt bis zum letzten mühseligen Athemzug. Sie betrauerte ihn jetzt tief und innig, und beschloß, die Trauerkleider nicht wieder abzulegen und dadurch das Andenken eines edlen Mannes zu ehren, war auch auf der Wanderung durch sein dunkel bewölktes Leben die Blüte ihres eigenen Daseins sonnenlos an seiner Seite verkommen.

Ganz in Schwarz gekleidet saß sie auch jetzt in dem Gartensaale, von welchem eine Freitreppe zwischen Pomeranzenbäumen auf ein reichblühendes Blumenparterre führte, während an die Hinterwand desselben ein kleineres Gemach anstieß, nur durch prachtvolle Stoffgardinen und hohe Glaswände abgeschlossen, und so recht gemacht, einen vertrauteren engern Kreis in sich aufzunehmen.

Die Gesellschaft war an diesem Abend ungewöhnlich zahlreich und hatte daher im Saale Platz genommen. An einem Tabouret in der Nähe der Marmorgesimse des Kamins saß die Herzogin, noch bleicher als früher, und der sinnende Ernst hatte sich noch tiefer eingegraben über den dunklen Augen. Ihr zur Seite saß Kurfürstin Sophie und ließ den wohlwollenden und gütigen Blick mit dem Ausdrucke eines tiefen wehmüthigen Ernstes auf ihrem Gemahl, dem

Kurfürsten ruhn, welcher die Arme und Hände über der Sammetlehne seines Stuhles gekreuzt liegen hatte und den Blick nachdenklich an die Stukkrosen des Plafonds heftete. Er war so ganz in das vertieft, was vorgelesen wurde, daß er darüber sogar die beiden Männer zu vergessen schien, welche zu beiden Seiten neben ihm saßen und sowohl durch diesen Platz, als durch ihre Erscheinung erkennen ließen, daß sie zu den Verwandten des fürstlichen Hauses gehörten. Der Eine davon, ein Mann von reiferen Jahren, war schwarz gekleidet: violettseidene Strümpfe aber und die Mosestäfelchen am Halse ließen den hohen Kirchenfürsten errathen. Es war Herzog Wenzel, der Bischof von Augsburg und Trier. Der Andere war ein junger Mann in der zierlichsten Modetracht der Zeit, eine feine schlanke Gestalt, schön von Antlitz, lebhaft von Augen und Geberde — es war Karl Theodor, der jugendliche Kurfürst von der Pfalz, der keineswegs an der Vorlesung denselben Antheil nahm, als sein Vetter Maximilian. Dennoch waren auch seine Blicke fest auf e i n e n Punkt gerichtet, auf das hübsche Angesicht und den vollen Nacken des Hoffräuleins von Ingenheim, welcher das Amt des Vorlesens zu Theil geworden war. In bunten Gruppen standen, saßen und lehnten die Cavaliere und Damen der hohen Herrschaften hinter diesen

und an den Wänden des Salons herum, meist mit sich oder ihrer Umgebung beschäftigt und wenig angezogen durch den Inhalt der Lektüre.

Den Gegenstand derselben bildete einer der eben neu erschienenen letzten Gesänge von Klopstock's Messias; das Fräulein las gut, und einige Sekunden lang ruhte tiefes Schweigen auf der Gesellschaft, als sie mit den letzten Versen des siebzehnten Gesanges schloß:

„Also feierten sie in Lazarus Garten der Freundschaft
Fest — Unsterbliche fei'rten es so mit ihnen! Sie dachten
Sich zu erheitern, da ward ihnen Freude des Himmels!
Wenn wir sterben, empfahen wir so — wir hoffen, vom Elend
Auszuruhen und uns wird Wonne Gottes gegeben!"

„Herzerhebend und schön!" rief endlich Maximilian. „Ich bewundere das Poëm und beneide den Fürsten, dem es vergönnt ist, solche Autors in seinen Landen erstehen zu sehn . . . Ist der Poet nicht ein preußisches Landeskind und hat nicht König Friedrich ihm ein Ehrengehalt gegeben?"

„Leider nein", erwiderte Herzogin Marianne, „diesen Ruhm haben die deutschen Fürsten sich durch den König von Dänemark entreißen lassen, und König Friedrich . . . Euer Liebden wissen ja, daß er nur französische Schriftsteller

liebt und den Deutschen Geschmack und Talent abspricht. Es ist einer der stehenden Streitpunkte in unsern Briefen und noch gebe ich es nicht gänzlich auf, ihn zu bekehren!"

„Ein solches Poëma haben die Franzosen nicht", sagte der Kurfürst. „Deutschland mag stolz darauf sein, und ich wüßte nicht, was ich dafür gäbe, einen solchen Genius aus Baiern hervorgehen zu sehen. Ich denke mir aber, Talente müßte es überall geben, es käme nur darauf an, sie zu wecken und zu ermuthigen . . ."

„Das bleibt immerhin eine bedenkliche Sache!" rief hinzutretend Carl Theodor, der den Augenblick benützt hatte, der schönen Vorleserin einige Artigkeiten zu sagen. „Ich bin wie Sie für die Künste und schönen Wissenschaften sehr passionirt und thue Alles, sie in meiner Pfalz zur Aufnahme zu bringen, aber es hält schwer, Durchlaucht, und meine Rheinländer sind doch viel lebendigere und raschere Naturen, als Ihre Baiern."

„Meinen Sie, Vetter?" erwiderte Maximilian, sich erhebend, indem etwas wie ein Schatten über seine Züge flog. Die Kurfürstin trat hinzu, Herzogin Marianne aber blieb in ihrem Stuhle sitzen. Sie blätterte anscheinend in dem Buche, das die Vorleserin ihr überbracht hatte, aber über die Seiten weg hing ihr Auge unverwandt an dem muntern

Pfälzerfürsten und in ihren Augen flammte mühsam zurückgehaltene Glut.

„Allerdings", fuhr dieser mit seinem liebenswürdigsten Lächeln fort. „Ich habe mir heute das Vergnügen gemacht, die Stadt zu durchwandern, um sie und ihre Einwohnerschaft zu besehen und kennen zu lernen. Ich sprach ein paar Bürger an, die ganz ehrbar und stattlich über die Straße gingen; ich fragte sie, ob es mit dem Gewerbe gut gehe, ob die Ernteaussichten sich nicht gebessert hätten . . ." „Ja, Durchlaucht — Nein, Durchlaucht", das war die ganze Antwort, die ich erhielt: Einer von meinen Pfälzern hätte mir in derselben Zeit die Geschichte seiner ganzen Familie und der halben Nachbarschaft erzählt. Der Eine davon machte wohl Miene zu einer längern Rede, aber ich bin so unglücklich, die breite Mundart nicht zu verstehn . . ."

„Durchlaucht würden sie bald verstehen lernen", sagte der Kurfürst fein, „wenn Sie einmal München mit einem längern Aufenthalte erfreuen wollten. Sie würden sich dann überzeugen, daß der Baier wohl eine minder gewandte Zunge, darum aber doch Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat . . . Ich traue ihm die Fähigkeit für Alles zu und will es mich nicht gereuen lassen, ihm Anleitung und Antrieb zu geben. Meine Akademie der Wissenschaften . . ."

„Ihre Akademie der Wissenschaften?“ fragte Carl Theodor. „So besteht dieselbe in Wirklichkeit?“

„Sollte Ihnen das so völlig unbekannt sein?“

„In der That . . . ich habe vor einigen Jahren von einem solchen Projekte gehört — da aber seither nichts mehr davon verlauten wollte, hielt ich dasselbe für aufgegeben . . .“

„Was sagst Du dazu, Haimhausen?“ rief Maximilian und wandte sich zu dem Grafen, der sich nicht die Mühe gab, sein Mißbehagen über das Gespräch zu zeigen. „Du bist der Präsident meiner Akademie, Dir kommt es zu, ihre Vertheidigung zu übernehmen.“

„Die ist nicht schwer zu führen, Durchlaucht!“ sagte der Graf. „Es geht mit der Akademie wie mit der Ausführung eines großen Kirchenbaues. Was muß da vorher geebnet, gemessen, behauen und gezimmert werden, eh' es an's Bauen geht, und wie viel tüchtige und mächtige Steine sind nöthig, nur um im Grunde zu verschwinden und den Unterbau zu bilden, auf dem das Gebäude ruhen soll. Mit der Kirchthurmspitze kann man nicht anfangen! Die Akademie hat die monumenta boica herausgegeben, eine Reihe von Bänden, worin die Alterthümer und Denkmäler des Vaterlandes der Zerstörung und Vergessenheit entrissen werden; sie schreibt und vertheilt Schulbücher in deutscher

Sprache, sie hält öffentliche unentgeltliche Vorlesungen über gemeinnützige Gegenstände, sie hat eine Sternwarte und auf dem Peissenberg ein Observatorium gegründet; ihre Mitglieder sind unermüdet in eigenen Studien und Arbeiten und der allgemeine Wetteifer wird durch Preisfragen angeregt . . ."

„Ach ja", unterbrach Carl Theodor mit Lachen den in Eifer gerathenen Redner, „in diesem Augenblick erinn're ich mich, von den Preisfragen doch gehört zu haben . . . Man fand es am Rheine belustigend, daß die beiden ersten dieser Preise von den abgesagtesten Feinden der Akademie, von den Jesuiten gewonnen wurden!"

„Das ist wahr!" erwiderte Haimhausen mit Nachdruck. Aber es ist eben ein Beweis für die Unparteilichkeit der Entscheidung und für den durch die Preisaussetzung hervorgerufenen Wetteifer! All' das, was ich erwähnt habe, sind solche Grundsteine, welche die Akademie in den Boden legt — ist der Bau einmal fertig, dann wird man auch den Thurm sehn und seine Spitze weithin glänzen lassen."

„Brav Haimhausen", sagte Maximilian, indem er ihn auf die Schulter klopfte, „hast Deine Vertheidigung wacker geführt, aber Eines will mir doch nicht recht einleuchten. Daß man den Grundbau nicht aus der Ferne sehn kann,

das ist klar — aber andere Akademien sind auch nicht auf andere Weise entstanden. Warum ist dennoch von ihnen so viel Rühmens und Aufhebens geschehen und von der unsrigen nicht? Woher kommt das?"

„Das kommt vom Winde", sagte Haimhausen trocken.

„Willst Du Scherz mit Uns treiben?"

„Es ist barer Ernst, Durchlaucht! Das kommt vom Wind — anderswo versteht man es besser, Lärm zu schlagen, jedes ungelegte Ei anzukündigen und über jedes gelegte einen Wind losbrechen zu lassen, der alle Lungen und Blätter, alle Trompeter und Posaunenbläser in Bewegung setzt. Mit einem Sack voll Frauenbild-Thalern will ich in einem halben Jahre auch eine Windmühle herstellen, daß Durchlaucht Ihre Freude dran haben sollen . . ."

„Nein, nein", rief lachend der Kurfürst, „die Windmacherei gefällt mir nicht — wir wollen's lieber beim Alten lassen!"

Mit ehrerbietigem Bückling trat jetzt der Intendant der Hof-Festinen, Marchese Perocci, heran mit der unterthänigsten Anfrage, ob das Konzert beginnen dürfe. Auf einen Wink des Kurfürsten begann vor dem Saale eine kurze Symphonie, von einigen auserlesenen Mitgliedern der

Hofkapelle ausgeführt. Sie war die Einleitung zu dem kleinen Kammer-Konzert, das im Salon selbst folgen sollte; der Anfang bestand in einem Trio für Geige, Flöte und Gamba, in welchem Maximilian seinen hohen Gästen zu Ehren die letztere Stimme selbst übernommen hatte. Er spielte das vertraute Lieblings-Instrument mit solcher Fertigkeit und solchem Ausdruck, daß sie einem Fachkünstler nicht zur Unehre gereicht hätten.

Carl Theodors Lebhaftigkeit gestattete ihm nicht lange, bloßer Zuhörer zu bleiben. Während Gamba und Geige eben mit einander eine lange kunstvolle Passage ausführten, trat er zu dem Hofmusiker, der die Flöte blies, nahm dem Ueberraschten das Instrument aus der Hand und setzte sich an dessen Platz, um auch seine tonkünstlerische Begabung leuchten zu lassen.

Beifälliges Flüstern ging durch den Saal und Bischof Wenzel, der mit der Kurfürstin und Herzogin Marianne in ein Fenster getreten war, rief lachend: „Da widerstehe ein Anderer! Bin ich auch kein ebenbürtiger Meister, kann ich doch bei einem solchen Beispiele nicht zurückbleiben!" Im nächsten Augenblick saß er an des dritten Musikers Stelle und spielte, so gut oder übel es ging, die Geigenstimme weiter.

Mit vergnügtem Lächeln nickte Maximilian den Beiden zu, Sophie und Marianne klatschten in die Hände, die Hofleute aber steckten die Köpfe zusammen. „Ein seltenes Konzert!“ flüsterte der witzelnde Graf von Salern dem neben ihm stehenden Grafen von Wiedt zu. „Das ist noch nicht dagewesen in Deutschland, drei Kurfürsten in solch' harmonischer Uebereinstimmung zu sehn! Hoffentlich werden sie trachten, es durch desto größere Uneinigkeit in andern Dingen wieder auszugleichen!“

„Wer weiß!“ entgegnete Wiedt. „Mir kommt es vor, als sei diese ganze Gesellschaft, dies langweilige Vorlesen und Musiciren nichts weiter, als die Enveloppe um ein Etwas, das man gern unter einem recht unverfänglichen Scheine verbergen möchte. Wir hören hier nur das Vorspiel; das eigentliche Konzert, so will mich bedünken, wird in jenem Appartement hinter den Glaswänden zur Ausführung kommen . . .“

Der Graf hatte nicht falsch beobachtet, denn kaum war das Musikstück unter dem lauten Beifall der Versammlung zu Ende gespielt, als Maximilian sich erhob und mit bedeutungsvollem Lächeln seine fürstlichen Gäste und Mitmusiker einlud, ihm in das anstoßende Kabinet zu folgen und dort den Kaffee einzunehmen.

Die Seidengardinen rauschten hinter der hohen Gesellschaft zusammen.

Im Gemache selbst öffnete sich eine geheime Thür nach einer offenen Galerie, welche unmittelbar in die Gemächer des verstorbenen Herzogs führte. In dieser war ein Tisch bereit gestellt und mit einer himmelblauen silberbefranzten Sammetdecke überzogen. Eine Reihe hoher Lehnstühle von gleichem Stoff war im Kreise aufgestellt; dahinter stand zur einen Seite in voller goldbedeckter Uniform der Staatskanzler Kreittmayer, ihm gegenüber Graf Scharff, der Geschäftsträger Carl Theodors am bairischen Hofe. Auf dem Tische selbst, der Unterzeichnung gewärtig, lag eine Pergamenturkunde mit zwei daran hängenden silbernen Siegelkapseln.

„Ist Alles bereit, Kreittmayr?" rief Maximilian, indem er an die Tapetenthür trat.

Kreittmayer's würdevolles Angesicht sah heute noch ernsthafter aus, als sonst: um die Lippen und Augen zuckte es ihm, als ob die innere Bewegung ihn zu antworten hindere. Eine stumme bejahende Verbeugung war seine ganze Erwiderung.

Der Kurfürst bot seiner Gemahlin den Arm und trat in die Gallerie. Die Fürsten und die Herzogin folgten.

„Wohlan, laßt uns im Namen Gottes zum Abschlusse schreiten", sagte Maximilian. „Theure Sophie . . . der Herr hat es nicht gewollt, daß unsere Liebe und Ehe mit Nachkommen gesegnet werden sollte: wenn sein Wille über mich gebietet, steigt mit mir der letzte Sprößling vom Stamme Kaiser Ludwig's in die Gruft . . ."

Seine Stimme bebte in unverkennbarer Rührung, erschüttert lehnte sich die Kurfürstin an seine Brust. „Wir wollen daher," fuhr er fort, „unsere Fürstenpflicht bis zum letzten Augenblick erfüllen und haben durch jenen wohlerwogenen Erbfolgevertrag dafür gesorgt, daß das vom Himmel uns anvertraute Land und Volk nach unserem Hintritt nicht ohne Herrn und Beschützer sei... O Vetter Karl", fuhr er, zu dem jungen Pfälzerfürsten gewendet, noch ergriffener fort, „ich liebe dieses Baiern und sein gutes Volk, und ich darf wohl sagen, mein ganzes Leben hat nur seinem Glück gegolten! Diese Liebe währt auch über's Grab — sie hat mich bestimmt, dafür zu sorgen, daß mein angefangenes Werk nicht zerstört und unterbrochen, daß das Land nicht zerstückelt oder als Anhängsel an das große Kaiserschiff gebunden werde — diese Liebe hat mich bewogen, Sie zu meinem Erben und Nachfolger zu machen . . . Sie sind von gleichem Stamme mit

mir, Wittelsbachisches Blut fließt in Ihren Adern, wie in den meinigen — Sie werden Land und Volk von Baiern lieben, wie ich sie geliebt habe! — Wenn das Geschlecht Kaiser Ludwigs in mir zu Ende geht, soll ein Enkel aus Rudolphs brüderlichem Stamm das hier begonnene Werk in meinem Sinne weiter führen... Geben Sie mir die Hand darauf, Vetter Carl Theodor... nicht wahr, Sie werden mein Baiern lieben und glücklich machen?"

Der Kurfürst von Pfalz erwiderte nichts; mit einem verbindlich höflichen Lächeln ergriff und schüttelte er die dargebotene Rechte des Baierfürsten: er war unverkennbar zerstreut und seine Gedanken an die Zukunft mochten in ganz andern Bahnen schweifen, als jene Maximilians.

Dieser trat an den Tisch und setzte in ruhig entschiedenen Zügen seinen Namen auf das Pergament; Carl Theodor ergriff die ihm dargebotene Feder und folgte mit flüchtiger Hast seinem Beispiele.

„Nicht so traurig, mein alter Freund!" sagte Maximilian, indem er Kreittmayr zutraulich auf die Schulter klopfte. „Wir scheiden darum noch nicht — so es dem Herrn gefällt, wollen wir noch manches Jahr das Wohl des Landes gemeinsam bedenken! — Jetzt sorge dafür,

daß die Bestätigung der Zeugen dem Dokumente nicht fehle — mach' Alles fertig, daß es nach meinem Tode nichts bedarf, als Tag und Jahreszahl auszufüllen, und dann verwahre die Urkunde bis zum Augenblicke der Entscheidung."

Die Anwesenden sprachen und nahmen Glückwünsche, während die Unterschriften vollzogen wurden. Alles war in feierlich=ernster, fast beklommener Stimmung, am meisten Herzogin Marianne, welche beinahe regungslos den Vorgängen zusah und den durchdringenden Forscherblick von Carl Theodor beinahe nicht abwandte. Dieser war der heiterste und anscheinend Unbefangenste: es war, als ob er sich von einem Drucke befreit fühlte, der bis dahin auf ihm gelastet hatte. Mit liebenswürdiger Gewandtheit brachte er die Unterhaltung wieder in Gang, indem er Kurfürst Maximilian und dessen Gemahlin einlud, seinen Besuch durch einen Gegenbesuch in Mannheim zu erwidern und dabei Schönheit und Anmuth der dortigen Lande pries. Mitten im Redeflusse stockte er jedoch, denn sein Blick begegnete dem der Herzogin. „Dürfte ich mir schmeicheln, auch Ihro Liebden, Frau Herzogin Clement, unter meine Gäste zu zählen", fuhr er, sie ebenfalls fest ansehend fort, „so würde mir das unter allen Begegnungen die angenehmste sein . . ."

„Ich danke für die Einladung", entgegnete Marianne mit kalter Höflichkeit. „Ich wünsche nur, Vetter Carl Theodor, daß Ihnen auf Ihren künftigen Wegen meine Begegnung immer eine angenehme sein möge!"

Marchese Perocci trat ein und unterbrach zu gelegener Zeit die kleine peinliche Pause, welche diese Worte hervorbrachten: man begab sich wieder in den Salon, um den Schluß des Konzerts zu vernehmen. Kreittmayr und Graf Scharff zogen sich in die Galerie. Carl Theodor hielt jedoch den Letzteren einen Augenblick zurück. „Was sagen Sie zu den Manieren und dem Aussehn unserer Cousine von Sulzbach?" flüsterte er ihm zu. „Der Erbvertrag scheint nicht nach ihrem Sinne zu sein . . . sehen Sie, was Sie darüber erfahren können . . . Dieses schwarze Gewand", murmelte er weiter vor sich hin, „das blasse Todtengesicht — die finstern starrenden Augen — man glaubt wahrhaftig ein Gespenst zu sehn..."

Das Konzert, dessen verborgener Zweck erreicht war, dauerte nicht mehr lange; bald war der letzte Wagen mit den vornehmen Gästen fortgerollt und Herzogin Marianne saß in der einbrechenden Abenddämmerung allein in ihrem Gemache, dessen Düsterkeit noch durch die dunklen Tapeten und Gardinen erhöht wurde. Sie ruhte, den Kopf

in die Hand gestützt, in so tiefes Nachdenken versunken, daß sie den Eintritt des Hoffräuleins fast überhörte, das mit einer Meldung gekommen war, sich aber bei dieser Wahrnehmung möglichst leise wieder zurückziehen wollte. Das Geräusch der Thür schreckte die Sinnende empor. „Wer ist hier?“ rief sie. „Bist Du es, Ingenheim?“

Das Fräulein kam zurück und meldete, daß der Hof- und Oberbergrath Lori im Vorzimmer warte und um Gehör bitte.

Rasch erhob sich die Herzogin, winkte, ihn eintreten zu lassen und stellte sich an ihren Schreibtisch, so daß sie dem Kommenden den Rücken zuwendete. Mit dem Lakaien, der die Armleuchter aufstellte, trat Lori ein und blieb, sich verbeugend, in der Nähe der Thür stehen. Die Fürstin blieb unbeweglich am Schreibtisch und achtete weder auf dessen Anwesenheit, noch auf die anmeldenden Worte der Ingenheim.

„Wer ist hier?“ sagte sie nach einiger Zeit, sich halb umwendend. „Richtig, Herr Bergrath Lori . . . Was will Er bei mir?“

„Durchlaucht geruhen Sich zu erinnern“, erwiderte Lori, „daß ich es nur auf allerhöchst Ihren Befehl wage . . .“

„Ach ja, ich erinnere mich . . .“ sagte die Herzogin gleichgiltig. „Es ist wegen der neuen Webemaschine, von der Er mir unlängst gesagt hat . . . nicht wahr? Nun, das hätte nicht so geeilt . . . aber weil Er so pünktlich ist, mag es drum sein. Hat Er die Zeichnung bei sich? . . . Ingenheim, geh' hinüber ins Bibliothekzimmer und bringe der Vergleichung wegen den großen Folianten über das Maschinenwesen mit den vielen Kupfern . . . er liegt auf dem Lesetisch aufgeschlagen, wenn ich nicht irre . . .“

Das Fräulein ging.

Als sie verschwunden war, machte die Fürstin einige rasche Schritte zu Lori hin; die ernste Würde ihres Wesens war geblieben, aber der kalte zurückweisende Ton war mit einem Male abgestreift. „Wo bleiben Sie so lange, mein Freund?“ sagte sie mit einer Stimme, die herzlich und beinahe weich klang. „Sie fehlen mir in einem Augenblick, wo ich Ihrer so sehr bedurft hätte. Wo waren Sie?“

„Am Sterbebette meiner Mutter . . .“

„So hat sie vollendet? . . .“

„Sanft, ruhig und liebevoll, wie sie gelebt . . .“

Die Fürstin sah ihn eine Sekunde theilnehmend an.

„Fassen Sie sich denn als Mann und Christ," sagte sie dann, „zu sterben ist wahrlich nicht das kleinste Glück, das dem Menschen zu Theil wird. Denken Sie Ihres Klopstock:

„Wenn wir sterben, empfahen wir so — wir hoffen, vom Elend
„Auszuruhen . . ."

„Und uns wird Wonne Gottes gegeben!" fügte Lori ergriffen hinzu.

„Ich darf nun Ihre Abwesenheit nicht mehr tadeln," sagte die Herzogin nach einer Pause, „aber ich habe es sehr vermißt, ohne Ihren Rath handeln zu müssen. Sie wissen ja, auch hier gilt es ein kostbares, bedrohtes Leben."

„Ein bedrohtes Leben? Noch bedroht?" fragte Lori überrascht. „So wäre der Erbvertrag mit Kurpfalz nicht zum Abschlusse gekommen?"

„Er ist . . . geschlossen ist der Vertrag . . . Wird er auch gehalten werden?"

„Wie?" rief Lori bestürzt, „Durchlaucht zweifeln, daß Carl Theodor . . ."

Marianne schüttelte schmerzlich das ernste Haupt. „Ich habe ihn scharf und ununterbrochen beobachtet . . ." sagte sie. „Er hat kein Herz zu diesem Lande und seinem Volk

... wehe Beiden, wenn ich die Gedanken errathen hätte, die er in seiner Seele verbirgt ..."

„Durchlaucht seh'n meine Bestürzung! Was könnte er ..."

„Ist Ihnen noch nie der Fall vorgekommen," sagte die Herzogin etwas leiser, „daß der Erbe ein Erbstück achtlos verschleudert, das für den Besitzer das höchste Kleinod war? Wie, wenn Kurpfalz so dächte? ... Wüßten Sie in Wien keinen Handelsmann zu finden, der den Kauf oder Tausch abzuschließen Lust hätte? ..."

„Mein Gott," rief Lori in steigender Bestürzung, „welches Labyrinth von Besorgnissen eröffnet sich vor mir! Wenn es so wäre, wenn dieser Vertrag, bestimmt, Baiern zu erhalten, dazu dienen müßte, es zu vernichten!"

„Beruhigen Sie sich, Lori," entgegnete die Kurfürstin fest, „das soll, das wird nicht gescheh'n! Jener leichtsinnige Erbe, der den Werth seines Kleinods gar nicht kennt, wird es nur verschleudern, wenn Niemand da ist, der darüber wacht und ihn zur Rechenschaft zieht ..."

„Wer sollte das sein? Wer könnte das wagen?"

„Ich will es thun," antwortete die Herzogin mit Hoheit, ... „ich habe den Vertrag zwar nicht mitunterschrieben als Zeuge, aber ich will sein Wächter sein und will

sorgen, daß er gehalten wird.... Wir müssen zusammenhalten — Ihre Freunde ... Sie und ich! Ich habe meinen Gemahl verloren — Sie haben Ihre Mutter begraben: — all' unsere Liebe ist frei geworden und soll fortan Baiern gehören! ... Nicht wahr, ich kann darauf zählen, daß Sie kommen, wenn ich Sie rufe? ..."

„Mein Sein und Denken, mein ganzes Wollen und Können ... bis zum letzten Athemzug soll Baiern gehören — und Ihro Durchlaucht ..." rief Lori mit mühsam und nur halb zurückgehaltener Empfindung, indem er leicht in's Knie sank und einen ehrerbietig innigen Kuß auf die Hand der nicht widerstrebenden Fürstin drückte...

„Lege das Buch nur dorthin," rief die Herzogin, als jetzt das Fräulein mit dem Folianten eintrat. „Ich bedarf dessen nicht mehr.... Ich danke für Seine Mittheilungen, Herr Oberbergrath ... vergeß' Er nicht auf den Plan, den ich Ihm aufgetragen habe ..."

Fremd und kalt trat sie wieder an den Schreibtisch; mit ceremoniöser Verbeugung verließ Lori das Gemach.

III.

Nachtgewölk.

Wenige Tage später schritt Kurfürst Maximilian unruhig und unmuthig in dem kleinen Gemache hin und wieder, neben welchem sein Schlafzimmer sich befand. Es war noch früh am Tage, und der Fürst hatte eben seine Morgenandacht beendigt, die er mit Pater Stadler gemeinsam zu verrichten pflegte. Dieser stand noch in der Ecke des Zimmers und schien ebenfalls mit Mühe eine große innere Bewegung zu bekämpfen. Auf dem Pfeilertischchen unter'm Spiegel lag ein aufgeschlagenes Buch neben einem großen bedruckten Bogen, dessen abgerissene Ecken erkennen ließen, daß er als Straßen-Anschlag gedient hatte. Daneben stand der Kabinetssekretär Erdt und erwartete Bescheid auf die von ihm überbrachten Nachrichten.

„Wollen Durchlaucht gnädigst bedenken," sagte Stadler

geschmeidig, welches Aergerniß, welch' ungeheures Aufseh'n durch diese Maßregel hervorgerufen würde!"

„Und ist das Aergerniß geringer," zürnte der Kurfürst, „macht es weniger Aufsehn, wenn mein Schwager, der Herr Bischof von Freysing sich erkühnt, solche Plakate in meiner Hauptstadt anzuschlagen? Wenn er sich herausnimmt, darin meinen Unterthanen zu befehlen und zu verbieten, als wäre er und nicht ich der Herr und Herzog in Baiern?"

„Durchlaucht wollen zu beachten geruhen," wandte Stadler ein, „daß das Plakat keineswegs einen Befehl an die Unterthanen des Kurfürsten von Baiern enthält: die gläubigen Christen seines Sprengels sind es allein, an die der besorgte Bischof und Seelenhirt sich wendet, um sie vor der giftigen Ansteckung durch ein in diesen Tagen erschienenes entsetzliches Buch zu warnen und zu bewahren — vor jenem Buche, das ich auf dem Tische Eurer Durchlaucht aufgeschlagen sehe! Es ist ein gottloses Buch, nur darauf gerichtet, das Ansehn der Kirche zu untergraben ... es handelt also von kirchlichen Dingen und in diesen hat nur die geistliche Obrigkeit zu entscheiden!"

Der Kurfürst war an den Pfeilertisch getreten und blätterte leichthin in dem aufgeschlagenen Buche.

„Ich kann nicht finden," sagte er, „daß dieses Buch so hochgefährlich ist, als man es darstellen will! Dieser Veremundus von Lochstein in seiner Erörterung über die geistliche Immunität behauptet nichts Anderes und sucht nichts Anderes zu beweisen, als daß auch die Geistlichen, die Mönche sowohl als die Weltpriester schuldig seien, ihren Theil an den Lasten des Landes zu tragen.... Ich werde mich hüten, in ein Wespennest zu stechen und die Gewalt der Bischöfe anzutasten, aber was in meinem Lande bekannt gemacht werden soll, darf nicht hinterrücks, sondern nur mit meinem Plazit gescheh'n und die Frage, wer Steuer zahlen soll, geht mich an und einen Jeden im Lande, der auch seinen Säckel dazu aufmachen muß! Das ist also nicht eine geistliche, sondern eine sehr weltliche Angelegenheit und in diesen soll mir Niemand einreden, Niemand in den Weg treten — auch nur haarbreit! — Geh' hinunter, Erdt, und sorge, daß mein Befehl vollzogen wird!"

„Ich soll also die Mauer-Anschläge des Herrn Bischofs von Freising wieder abreißen lassen?" fragte der Sekretär, mit kurzem spöttischem Seitenblick auf den Pater.

„Ja," entgegnete Max, „und sollst es den Leuten sagen und auseinandersetzen, warum es geschieht!"

„Ich wünsche nur," sagte Stadler mit Achselzucken,

„daß diese Auseinandersetzung beim gemeinen Volk recht viel Anklang finden möge — ich besorge ernstlich, daß es zu Auftritten der betrübendsten Art kommen wird ..."

„Meine Baiern werden Vernunft annehmen," rief Max entgegen, „ich habe sie noch immer dazu bereit gefunden, wenn man sie nicht verhetzt ... und das wird man bleiben lassen, hoff' ich!"

Er stand vor dem Pater und sah ihn mit einem Blicke an, vor welchem dieser die Augen niederschlug. „Wer würde das wagen!" rief er. „Dem so hart ausgesprochenen Willen Eurer Durchlaucht gegenüber bleibt nichts als das Bedauern, daß solche zerstörende Ideen nicht schon in der Wurzel, im Keime vernichtet werden! Der Angriff ist diesmal gegen die Kirche gerichtet, aber das ist nur der Anfang der Empörung und nur zu bald wird der Angriff auf die Rechte des Thrones ihm folgen! — O, wenn Durchlaucht einsehen wollten, daß weltliche und geistliche Macht hier zusammenhalten müssen, sollen sie nicht Beide den Feinden der Ordnung unterliegen! Wenn ich Sie bewegen könnte, nur diesmal meinem Rathe zu folgen, ich würde glauben, die größte That des Jahrhunderts vollbracht zu haben ... O, folgen Sie meinen Worten! Schützen Sie die allbeschützende Kirche und in ihr die

Stütze des eigenen Thrones . . . vernichten Sie jenes gottlose Buch: vernichten Sie seinen Urheber mit ihm!"

„Den Urheber?" fragte der Kurfürst. „Was könnte ich dem anhaben? — Ist das Buch nicht in Preußen gedruckt?"

„So sagt das Titelblatt — aber die unwiderleglichsten Zeichen weisen nur zu deutlich darauf hin, daß es leider in Baiern gedruckt wie geschrieben ist . . ."

„Und wer sollte der Verfasser sein?" fragte Max gespannt.

„Auch das ist nicht schwer zu errathen. Die Weisheit des Volks im Sprüchworte erzählt, daß der Apfel nicht weit vom Stamme falle und die Schrift sagt: an ihren Früchten werdet Ihr sie erkennen! Wo in Baiern könnte dies Schandbuch zusammengebraut worden sein, als in der pestilenzialischen Höllenküche der Akademie? In der fälschlich so genannten Akademie der Wissenschaften?"

Der Kurfürst machte eine rasche unwillige Bewegung der Abwehr. „Nichts mehr davon, Pater!" rief er. „Diese Beschuldigung verräth nur Ihren alten Haß gegen meine Akademie, welcher Sie das Entstehen und Bestehen nicht verzeihen können!"

„Dennoch darf ich sagen, daß Durchlaucht mich ver-

kennen. . . . Das Entstehen dieser Akademie war ein schweres Verhängniß, eine harte Prüfung des Herrn — das Bestehn derselben beunruhigt mich nicht mehr! Es ist gekommen, wie es nicht anders konnte; Haß, Zwietracht und Neid sind reichlich aufgegangen und wuchern unter den werthen Herrn Akademisten. . . . Dies Gebäude braucht um zu stürzen, keines Anstoßes von außen — es wird in sich selbst zusammenbrechen . . ."

„Ich habe von diesen Zerwürfnissen gehört," sagte Maximilian mit verfinstertem Antlitz, „und habe befohlen daß mir darüber berichtet werden soll . . . noch will ich hoffen, daß sie nicht so arg und tiefgehend sind, als Sie dieselben schildern. Ich werde aber das Gebäude zu stützen wissen — denn wenn es so ist, wie Sie sagen: wenn dies Buch wirklich einen Akademiker zum Verfasser hat, so ist mir das nur ein erfreulicher Beweis, daß man dort besser auf meine Rechte und auf das Wohl des Landes Bedacht nimmt, als von gewisser Seite, auf welcher man mir nur Schwierigkeiten zu bereiten weiß. . . . Erwidern Sie nichts mehr," rief er, da der Pater vortrat und den Mund zum Reden öffnete. „Darum — um die gleiche Vertheilung der Lasten und Steuern auf alle Bewohner des Landes handelt es sich, darum allein und nicht um Glaubenslehren

und Satzungen, die man mir nie antasten soll, so lang' ich offne Augen habe! Daß der Geistlichkeit dieser Veremundus unangenehm ist, will ich gern glauben, aber ich gebe mich nicht zur Fliegenklatsche her! In meinen Landen verbiete ich das Buch nicht und leide nicht, daß Jemand es statt meiner thut. . . . Geh' Erdt, laß die Anschläge abreißen, und Ihnen, Hochwürden . . . Ihnen will ich einen guten Rath geben! Wenn die Geistlichen finden, daß der Veremund von Lochstein Unrecht hat in seinen Behauptungen, so sollen sie ihn mit Gründen widerlegen, sollen ihm das Unrecht nachweisen . . . dann mag er sich wieder dagegen vertheidigen. . . . Ist es möglich, so werden Sie auf diese Art den lästigen Dränger am Besten los und die Welt hat dabei den Vortheil, daß Recht und Wahrheit sicher an's Licht kommen!"

Der Pater zog unter wiederholten wortlosen Verbeugungen die Thüre hinter sich zu und schritt gesenkten Hauptes und mit finstrer Miene durch das Vorgemach; in Mitte desselben hielt er an und schlug die Richtung in den langen hohen Corridor ein, der in den hintern Flügel der Residenz führte. Dort lagen die Gemächer, in welchen Maximilians Mutter, die verwittwete Kaiserin, gealtert, in steigender Kränklichkeit und unzufrieden mit

Allem, was am Hofe und im Lande vorging, in frommer fast klösterlicher Zurückgezogenheit lebte. Am kurfürstlichen Hofe bildete schlicht häusliche Einfachheit die Regel in Allem, wobei es nicht darauf ankam, den Glanz des Hauses zu entfalten: dennoch stachen die Zimmer von Maria Amalia noch scharf dagegen ab und konnten nach Art und Werth der Einrichtung eher für die einer Nonne als einer Kaiserin gelten.

„Sieh' da,“ rief dem Ankommenden die feine Stimme des österreichischen Gesandten Freiherrn von Wiedemann entgegen. „Der Zufall verschafft mir unerwartet ein Vergnügen, das mir in meiner Geschäfts-Ueberhäufung bisher versagt war . . .“

„Ich bin in der That nicht minder erfreut, Excellenz wieder in München zu begrüßen,“ entgegnete Stadler mit gewinnender Artigkeit. „Wir haben Sie lange nicht bei uns gesehn.“

„Wie das eben im Leben eines Diplomaten geht!“ erwiderte Wiedemann. „Der Wille meines Herrn und Kaisers hat mich inzwischen mit mancherlei Missionen betraut . . .“

„Man hat mit Bewunderung davon gehört und weiß, welch' hohen Werth Kaiser Joseph auf Ihre Dienste

legt . . . Ihr steigender Einfluß soll sogar schon von Fürst Kaunitz mit argwöhnischen Augen betrachtet werden!"

„Sie belieben zu schmeicheln —"

„Keineswegs — ich gebe Ihnen auch sogleich den Beweis, wie sehr ich an Ihren Einfluß glaube, indem ich den ersten Augenblick des Begegnens benutze und Excellenz bitte, denselben für mich in Bewegung zu setzen . . ."

„Sie überraschen mich auf's Angenehmste! Sollte ich wirklich in der Lage sein, Ihnen dienen zu können?"

„Nicht eigentlich mir selbst . . . und doch wieder mir, denn ich bin doch auch ein unwürdiger Theil meines Ordens. Excellenz ist bekannt, daß die Feinde der Gesellschaft Jesu Alles aufbieten, sie zu verdächtigen und ihr zu schaden. Das Beispiel, das Minister Pombal in Portugal, Arandez in Spanien und Choiseul in Frankreich gaben, beginnt auch in Deutschland Nachahmer zu finden . . ."

„Ohnmächtige, zwecklose Bemühungen!" rief der Gesandte mit eigenthümlichem Seitenblick auf den Pater.

„Sie haben Recht," erwiderte dieser — anscheinend ohne den Blick bemerkt zu haben. „Die Gesellschaft

Jesu braucht vor solchen Angriffen nicht zu zittern — sie dienen alle nur zu ihrer Befestigung, doch wäre es um der guten Sache willen wünschenswerth, wenn auch dem unschädlichen Sturme vorgebeugt werden könnte! Selbst am Kaiserhofe zu Wien sollen unsere Widersacher Eingang gefunden haben und gerade dort verkannt zu werden, würde am meisten schmerzen . . . Wenn Excellenz sich entschließen könnten, für Vernichtung dieser unwahren Meinungen, für Wiederherstellung des alten Vertrauens thätig zu sein . . . unsere Dankbarkeit wäre unbegränzt — schon des Rückschlages wegen, den ein solcher Umschwung auch hieher ausüben müßte . . ."

„Aber mein Verehrtester," unterbrach ihn Wiedemann, „was für Besorgnisse und Voraussetzungen! Ich glaube gewiß sein zu können, daß man in Wien nicht daran denkt, es jemals Ihrer Gesellschaft gegenüber an den gebührenden Rücksichten fehlen zu lassen . . ."

Der Pater sah ihn finster und durchdringend an. „Das heißt also," sagte er, „Sie lehnen meine Bitte ab?"

„Ich würde mich bloßstellen, wenn ich darauf eingehn wollte!" erwiederte Wiedemann mit einem Lächeln, das im Laufe der Rede immer entschiedener hervortrat. „Sie wollen mich offenbar nur auf die Probe stellen, ob

ich wirklich eitel genug sei, zu glauben, daß ein Einfluß wie der meinige im Stande wäre, Ihrer allmächtigen Gesellschaft zu nützen! — Lassen Sie die Stürme verbrausen, Verehrtester, und lernen Sie warten — warten zu können ist die Quintessenz aller Staatsweisheit . . . die Erfolge, die man damit erreicht, sind wahrhaft staunenswerth! — Vielleicht erinnern Sie sich," fuhr er fort, indem er eine Prise nahm und dem Pater die Dose anbot, „von welcher Art die politische Constellation vor wenigen Jahren war? — Damals sah ich mich veranlaßt, Ihre Mitwirkung nachzusuchen, um Seine Durchlaucht zu lebhafterer Theilnahme am Reichskriege gegen Friedrich von Preußen zu bestimmen . . . Sehen Sie nun, wie wunderbar! Heute stehen wir uns ebenso gegenüber wie dazumal — wir haben nur die Stellungen gewechselt: wir haben das Ende des Reichskrieges ruhig abgewartet, und Sie . . ."

„Und wir," rief Stadler, ihn unterbrechend, „wir werden, wenn Sie Ihre Hülfe verweigern, andere Verbündete zu finden wissen . . ."

„Ich kann nur wiederholt bedauern und wünschen, daß Sie dabei eine glücklichere Wahl treffen — als in mir!"

„Seien Sie unbesorgt, Excellenz," erwiderte der Pater stolz, „ist auch unser Wissen nicht groß, die Kunst haben wir doch begriffen, von den Fehlern unserer Feinde zu lernen . . . Eine Gräfin Solms werden wir nie zu Verbündeten machen . . ."

Er verbeugte sich und verschwand in dem Gemache der Kaiserin, wohin ihn ein Diener beschied; der Diplomat biß sich auf die Lippen und wandte sich ab; er mußte noch warten, da seine Depeschen noch nicht bereit waren.

Nach wenigen Augenblicken kehrte der Beichtvater zurück; auf seinem Antlitz lag ein triumphirendes Lächeln der Zuversicht.

Der Diplomat und der Priester begrüßten sich mit allem Ceremoniell des feinsten Anstandes.

„Sie scheinen zufrieden?" sagte Wiedemann flüchtig. „So haben Sie Ihren neuen Verbündeten bereits gefunden?"

„Das habe ich — und der Verbündete heißt Maria Theresia!"

„Zu schwach, Verehrtester," entgegnete der Gesandte, sichtlich erfreut, den empfangenen Seitenhieb vergelten zu können. „Maria Theresia — wenn Sie es noch nicht

wissen — denkt daran, zurückzutreten — die Parole heißt fortan: „Kaunitz und Josephus secundus!“

Er ging. Stadler schritt tiefsinnig von dannen. „Sei es auch!“ murmelte er vor sich hin. „Ich weiche nicht! Noch giebt es andere Mittel — es gilt Bestehen oder Untergang . . . Das ist ein Kampf, in dem alle Waffen gelten!“

— In den frühen Morgenstunden eines der folgenden Tage wälzte sich eine ansehnliche Menschenmenge aus der Franziskanerkirche an dem Kloster Maria-Stiegen vorüber, gegen das Püttrich-Regelhaus hin, der Dieners- und Perusagasse zu. Die Predigt bei den Franziskanern war zu Ende und die volksthümlich eindringliche Art dieser Kanzelredner pflegte immer eine große Anzahl von Andächtigen, namentlich von Bürgern, Gesellen und Tagelöhnern zu versammeln. Heute war der Zudrang noch größer gewesen, und während sonst der Menschenstrom sich rasch in die verschiedenen Straßen und Gäßchen vertheilte, stockte er diesmal und schien eher zu wachsen als abzunehmen. Das Volk war in heftiger und wilder Aufregung; in der Straßenenge gegen den Muggenthaler-Thurm staute sich die Fluth vollends; unwillige Stimmen wurden laut, Schimpfreden und Droh-

worte ertönten, und hie und da wurde über den drängenden und schreienden Köpfen ein erhobener Arm sichtbar, mit einem Stock, Prügel oder gar mit einem Pflasterstein bewaffnet.

Unter den Letzten, welche die Kirche verlassen hatten und über den Platz schritten, befanden sich auch Altmetzger Halmberger und Maler Kumpfer. „Der Herr Gevatter," sagte der Erstere, das begonnene gleichgültige Gespräch abbrechend, „haben ja da ein nagelneues und wunderschön eingebundenes Gebetbuch! Darf man die Pracht nicht ein bissel anschauen?"

Der Maler reichte ihm das in schwarzen Sammt mit zierlichen Silberbeschlägen gebundene Buch, das er bewundernd betrachtete und öffnete. „Das ist ein wahrer Staat," sagte er. „Daraus muß sich's doch so leicht beten — aber der Druck wär' mir zu klein. — Weiß der Herr Gevatter, ich bin meinen ordentlichen Hausbuchstaben gewohnt! Und wie heißt denn der Titel? . . . „Gott ist die reinste Liebe . . ." „Das ist mir zu simpel und zu neumodisch," setzte er dann, das Buch zurückgebend, hinzu. „Ich bleib' beim Alten, wie überall und alleweg' . . . Da schauen's mein Gebetbuch an . . . Das hab' ich von meinem Göthen bekommen vor vierzig Jahren,

wie ich gefirmt worden bin . . . Das ist der „Geistliche, Leib und Seel' zusammenhaltende Hosenträger . . .," mit dem bin ich seither ganz gut aus'kommen, und ich denk', er soll mir auch Leib und Seel' zusammenhalten bis an's End' . . ."

Während dieser Reden waren Beide bei der schreienden Volksmenge angekommen und durch dieselbe gehindert, ihren Weg fortzusetzen. Sie erkundigten sich, was vorgehe und warum die Leute zusammenliefen.

„Warum?" rief ein untersetzter, stämmiger Mann entgegen und hieb mit den Händen durch die Luft, an denen ein dunkler Farbansatz den Rothgerber erkennen ließ. „Wir wollen dem unchristlichen Treiben ein Ende machen! Wir wollen nicht bloß immer das Maul aufreißen und uns vorsagen lassen, was wir thun sollen! Wir wollen miteinander hin in's Mauth-Haus, wo die Druckerei der Akademisten ist und wollen das Teufelsnest ausheben, in dem sie ihre giftigen Eier ausbrüten! Vorwärts sag' ich, was gut bairisch und gut katholisch ist!"

Der Rothgerber wollte voran mit dem Schwarme, aber der Maler hielt ihn am Arme gefaßt. „Guter Freund," rief er. „Ihr werdet doch keine Rebellion an-

fangen! Lassen wir doch die Handvoll von harmlosen Gelehrten in Ruh'!"

„Harmlose Gelehrte?" schrie der Gerber wieder. „Das wäre mir die rechte Harmlosigkeit! Freimaurer sind's, heimliche Ketzer, die das ganze Baiern-Landl dem Teufel in den Rachen schieben und lutherisch machen möchten!"

„Warum nicht gar!" rief der Maler. „Laßt Euch doch nicht so was weiß machen! Es ist nicht so schlimm mit den Akademischen! Ich bin einmal aus Curiosität in die öffentlichen Vorlesungen gegangen, die sie halten ... Warum geht Ihr nicht auch hin? Da würdet Ihr sehn und hören, daß sie nichts sagen, was gegen den katholischen Glauben ist, daß sie uns nur die Naturgeschichte lernen wollen und die deutsche Sprach'! Ich bin seitdem öfter hingegangen und hab' viel von den Akademischen gelernt, und wenn ich seitdem nicht mehr gar so oft in der Kirch' und öfter in der Werkstatt bin, so hat's mein Geldbeutel schon gespürt, daß das auch kein Unglück ist . . ."

Metzger Halmberger drängte sich durch den Haufen. „Was?" rief er, die beiden Arme in die Hüften gestemmt. „Ist der Herr Gevatter auch Einer von der

Sorten? Dann ist's aus mit uns Zwei und mit der Gevatterschaft dazu! Ich weiß gerad' so viel von der Naturgeschicht', als mein Vater gewußt hat, und mehr brauch' ich nit zu wissen! Das wär' mir die saubere Wisserei! Keine Hexen soll's mehr geben! Das Wetterläuten wollen sie verbieten und Blitzableiter auf die Häuser setzen und dem lieben Herrgott vorschreiben, wo er einschlagen lassen darf!"

„Und deutsch sollen wir lernen?" schrie lachend der Gerber dazwischen. „Als wenn wir das nicht schon könnten, wie wir auf die Welt kommen, wie die Enten das Schwimmen! Wir wollen's ihnen einmal zeigen und deutsch mit ihnen reden, daß ihnen die Ohren klingen! . . ."

„Das Alles versteht Unser Einer nit!" brüllte ein riesiger Bräuknecht, indem er sich aus den hintern Reihen vordrängte. „Ich kümm're mich auch nit d'rum, aber vor einer Viertelstund' hat's der Pater Leo auf der Kanzel gesagt, daß die Akademisten Freimaurer sind, daß sie erst wieder ein gottloses Buch gedruckt haben, daß sie die Klöster berauben wollen und die Kirchen! Also muß es wahr sein!"

„Wahr ist's! Alles ist wahr!" riefen der Gerber,

Metzger Halmberger und Viele durcheinander, während zugleich Murren, Schreien und Pfeifen erscholl und die Menge in steigende Bewegung kam.

Meister Kumpfer ließ aber so leicht nicht los. „So denkt doch nur an unsern guten Max, an unsern Kurfürsten! Was wird er sagen, wenn Ihr die Akademie angreift, die er selbst gegründet hat!“

„Oho,“ lachte der Gerber, „damit schreckt man uns nicht! Das Gelichter hat den guten Kurfürsten ganz in der Gewalt, daß er thun muß, was sie haben wollen . . . Der Pater Leo hat's auf der Kanzel gesagt! Er hat's deutsch herausgesagt, daß man sie alle todtschlagen und den guten Herrn befreien soll . . . Aber halt, da steht ja der Herr Mathias Ethenhuber, der das lustige gereimte Wochenblattel herausgiebt . . . das ist auch Einer, der von der Schreiberei was versteht und ein guter Altbaier dazu — der soll's uns sagen, ob die Akademie was taugt oder nicht . . .“

Die Aufforderung des Gerbers machte, daß die Menge sich nach dem Angeredeten umwandte und dadurch um diesen herum ein kleiner freier Raum entstand. Der kurfürstliche Hofpoet sah körperlich etwas wohlgenährter, in seiner Kleidung aber nicht viel besser aus,

als vor Jahren. Er stand hoch und stramm aufgerichtet wie früher und drückte mit unverkennbarem Selbstgefühl eine Mappe an sich, aus welcher gedruckte Blätter hervorsahen. Es war ein Theil der neuesten Nummer des Wochenblatts, worin er alle Vorkommnisse der Stadt und die Weltbegebenheiten dazu in gespreizten Alexandrinern besang und jede Nummer, um die unzureichende Bestellung zu ergänzen, in die Bürgerhäuser vortrug.

Schweigend blickte er einen Augenblick auf die Menge, sichtbar geschmeichelt, daß man sein Urtheil hören wollte, und seine Meinung im Volke solches Gewicht habe. „Das ist nicht schwer zu beantworten!“ sagte er dann. „Die Akademie ist eben ein künstliches Treibhausgewächs, darum kennt und versteht Ihr sie nicht! Es hätte schon etwas Ordentliches daraus werden können, aber da müßte man es anders anfangen! Da müßte man einen gesunden, ordentlichen Baum, den wir Alle kennen, anpflanzen — da müßte man nicht einheimische Talente unterdrücken und verkümmern lassen, und Fremde . . .“

„Da haben wir's!“ unterbrach ihn der Gerber. „Was braucht's noch mehr? Fremde sind's, hergelaufenes Volk, dem es an unsern fetten Schüsseln behagt und die uns dafür ihre neumodische Weisheit eintrichtern

wollen! Nichts da, Kameraden! Wir legen ihnen das Handwerk ... ich sag's noch einmal — zum Mauthhaus! Vorwärts, wer gut katholisch und gut bairisch ist!"

Brüllen und Toben antwortete der Aufforderung; die Menge drängte und wälzte vorwärts durch den Muggenthaler-Thum, unaufhaltsam und immer neu verstärkt durch Müßige und Neugierige, die aus den Häusern heraus und von der Arbeit weglaufend, sich dem Tumulte zugesellten.

— Indessen befand sich Lori schon seit geraumer Zeit in dem Mauthhause an der Neuhausergasse, in dessen oberem Stockwerk die neuentstandenen, im schönsten Wachsthum begriffenen Sammlungen der Akademie aufbewahrt waren. Schränke mit Mineralien und ausgestopften Thieren, dazwischen physikalische Geräthschaften und Maschinen-Modelle füllten die bescheidenen Räume. In einem kleinen Saale daneben pflegte die Akademie ihre gewöhnlichen Sitzungen zu halten, denn die größern und feierlichen Versammlungen fanden in dem Ballhause in der Prannersgasse statt. Das Erdgeschoß war, wie sich schon von außen durch die Fenster erkennen ließ, zu einer Druckerei eingerichtet und in voller Thätigkeit,

während das zweite Stockwerk öde und unwirthlich herniedersah. Es war unbewohnt, und diese leerstehende Wohnung war keiner der geringsten Anlässe, in der Akademie jene Spaltungen hervorzurufen, deren Pater Stadler mit nur zu gutem Grunde erwähnt hatte, und welche wirklich nahe daran waren, den Bestand der ganzen jungen Pflanzung zu gefährden.

Die Akademie hatte dem Loose aller solcher Vereine nicht zu entgehen vermocht. So lange sie nur aus wenigen Mitgliedern, aus näher bekannten und unter sich vertrauten Männern bestanden hatte, war die Eintracht durch die allseitige begeisterte Hingabe, durch willige Unterordnung erhalten worden; mit der Erweiterung und dem Hinzutreten von neuen und vollends von fremden und auswärtigen Kräften, war es unvermeidlich, daß verschiedene Meinungen sich geltend zu machen versuchten, daß Eigenbestrebungen hervortraten und der frühere Wetteifer sich zu einem Kampfe um den Vorrang gestaltete.

Bei ihrem Entstehen war die Akademie in zwei Abtheilungen oder Klassen, die eine für Geschichte, die andere für Weltweisheit geschieden worden, beide aber doch vereinigt geblieben, denn wenn auch jede Abtheilung

für sich und in ihren Arbeiten vollständig unabhängig war, standen doch beide unter der Leitung des gemeinsamen Sekretärs, der sonach die eigentliche Vorstandschaft bildete. Die Stelle eines Präsidenten war mehr eine Ehren- und Titelstelle. So liefen in gewissem Sinne alle Fäden der ganzen akademischen Thätigkeit zuletzt in Lori's Händen zusammen, der einstimmig zum ersten Sekretär berufen worden war, und dieselben auch mit der ganzen Energie seines Wesens nicht nur festhielt, sondern auch so lenkte, wie er es nach seiner unerschütterlichen Ueberzeugung und seinem Feuereifer für nöthig und richtig hielt. Die mitunter an Derbheit grenzende Art und Weise, wie er dies that, verletzte Manchen, besonders die von außen berufenen nichtbaierischen Mitglieder, welche keineswegs geneigt waren, sich einem Mitgliede unterzuordnen, und welche in Lori's Entschiedenheit nichts als Herrschsucht und das Bestreben zu sehen glaubten, überall nur den eigenen Willen gelten zu lassen. Mit besonderer Schärfe trat dies hervor, als aus dem Nassauischen der berühmte Rechts- und Geschichtskundige Peter von Osterwald mit beträchtlichem Gehalte als Professor an die Akademie berufen worden war, denn Osterwald war eine Lori ähnlich geartete Natur, ein

Mann von bewährten Grundsätzen, großer Festigkeit und noch größerer Kaltblütigkeit — eine Eigenschaft, durch die es ihm nicht selten gelang, Lori's Aufbrausen gegenüber die Meinungen der Mehrzahl für sich zu gewinnen.

Die feindselige Stimmung und Stellung beider Männer war bald eine entschiedene Thatsache und der Kampf begann damit, daß Osterwald den Antrag stellte, die beiden akademischen Klassen zu trennen und jeder einen eigenen Sekretär beizugeben. Eine große Anzahl von Mitgliedern hatte ein desfalls an den Kurfürsten gerichtetes Gesuch mit unterzeichnet, Lori hatte eine Gegenschrift eingereicht: beide waren heftig und mit gegenseitigen Anklagen gefüllt. Demnächst sollte die Akademie in feierlicher Versammlung über die Trennungsfrage beschließen, scharf und kampfbereit standen die Parteien einander gegenüber und es wirkte wie in Feuer gegossenes Oel, als man es für nöthig anerkannte, die Wohnung im zweiten Stocke des Mauthhauses zum Schutz und zu immerwährender Aufsicht über die Sammlungen einem Mitgliede der Akademie anzuweisen, denn Lori sowohl als Osterwald nahm dieselbe mit Hartnäckigkeit für sich in Anspruch.

So standen die Sachen, als Lori mit seinem alten Peter durch die Zimmer mit den Sammlungen ging und dieselben Fach für Fach untersuchten, um die darin aufbewahrten Schätze mit dem Verzeichniß zu vergleichen, das er in Händen hielt.

Auf einem Pulte nebenan lag frisch benutztes Schreibgeräthe, daneben ein großes Schreiben, versiegelt und mit seiner Aufschrift versehen.

In diese Beschäftigung vertieft, achtete es Lori kaum, daß an die Thüre gepocht wurde, er sah kaum empor, als auf seinen Ruf dieselbe sich öffnete und ein junger Mann eintrat, dessen ausgesucht zierliche Kleidung vollkommen zu dem ausdrucksvollen Gesichte und der entschiedenen und doch anstandsvollen Haltung stimmte, womit der Eingetretene sich verbeugte. Der breitklappige Rock von grauem Sammet, so wie die gleichfarbige Weste waren mit bunten Blumengewinden in Seide gestickt, kurze Beinkleider von schwarzem Atlas, blanke Schuhschnallen, ein zierlicher Degen mit Stahlgriff, und das fein gepuderte und gerollte Haar bildeten ein Ganzes, dem man wohl ansah, daß der Träger großes Gewicht auf seine körperliche Erscheinung legte. Dennoch war nichts Geziertes oder Geckenhaftes an dem Manne, und

die dunklen Augen glänzten Lori, der ihn verwundert betrachtete, mit freundlichem Feuer entgegen.

„Ich habe Sie in Ihrer Wohnung vergeblich gesucht," sagte der Fremde mit volltönender Stimme, „und muß mir daher erlauben, hier in das Heiligthum der Wissenschaft einzudringen . . . Aber wie? Ich lese in Ihren erstaunten Blicken — Mein Freund, mein Wohlthäter kennt seinen Schützling nicht mehr? Dann muß ich Ihnen zum Zeichen des Wiedererkennens wohl die Losung in's Gedächtniß rufen, mit der Sie mich einst entließen! Es war Klopstock's Zuruf an den strebenden Jüngling . . . „Noch viel Verdienst ist übrig . . . Auf! Hab' es nur!"

„Nießer!" rief Lori freudig und streckte ihm beide Hände entgegen. „Kaum traue ich meinen Augen . . . Sind Sie es denn wirklich? Seien Sie mir herzlich — herzlich willkommen im Vaterlande! Sie sehen gut — Sie sehen männlich aus . . . ohne daß ich es weiß, seh' ich Ihnen an, Sie haben Wort gehalten: Sie sind ein Künstler, ein tüchtiger Schauspieler geworden . . ."

„Ich habe mindestens darnach gestrebt," erwiderte Nießer. „Lassen Sie mich verschweigen, welche Erfahrungen der Schmach, welch' jahrelange Laufbahn der Er-

niedrigung, der Entsagung und Entbehrung jeder Art hinter mir liegt ... es ist überstanden und überwunden! Ich habe unter freiem Himmel in den entsetzlichen Haupt- und Staatsaktionen den Tyrannen agirt, habe in Dorfscheunen aus dem Stegreif den Curtisan gespielt und mit dem Pickelhering um das Gelächter des Pöbels und um eine dürftige Abendmahlzeit gebuhlt ... aber ich bin meinem Ideale treu geblieben ... ich bin bei Kurz, Brockmann und Eckhoff in die Schule gegangen ... ich habe Menschen gesehen und die Leidenschaft studirt: ich denke nicht als Stümper dazustehen, wenn es gilt Menschen zu schildern und Leidenschaften darzustellen ..."

„Und doch kehren Sie zu uns zurück? Was kann Sie dazu bestimmen, Ihre Laufbahn zu unterbrechen ... Doch — ich errathe vielleicht! Sie haben mir aus Ihrem frühern Leben erzählt ... die Sehnsucht hat sie nach München zurückgeführt!"

Nießer schüttelte ernst den Kopf und über seine Züge flog es, wie der Schatten einer Gramwolke. „Mein Vater ist längst nicht mehr," sagte er dann, „er ist in Frieden heimgegangen, denn Sie haben ihm den Sohn nicht vermissen lassen ... Außer ihm hab' ich nichts in München zurückgelassen, woran meine Sehnsucht ein An-

recht hätte . . . Nein es ist das Pflichtgefühl, was mich zurückführt!“

„Das Pflichtgefühl?“

„Allerdings! Ich will meine Schuld abtragen an mich selbst, an Sie, meinen Gönner, und an mein Vaterland . . . es ist Zeit, daß ich Rechnung ablege, was aus meinem Können und Wollen geworden ist!“

Lori sah ihn verwundert an. „Ich begreife nicht, wie Sie das anfangen wollen . . .“ sagte er.

„Ich bin nicht allein,“ war Nießer's Antwort, „ich habe eine kleine, aber ausgewählte Gesellschaft geworben — mit ihr will ich in meiner Vaterstadt das erste stehende Schauspiel, die erste deutsche Bühne gründen!“

Lori's Augen leuchteten. „Edler, hochherziger und doch armer, armer Freund!“ rief er und legte ihm die Hand auf die Schultern. „Also wieder um Einen mehr, dessen redlicher Wille unter Tantalusqualen brechen, dessen schöne Kraft an steten Versuchen zerbröckeln soll! — Aber geben Sie mir noch einmal Ihre Hand — ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht; Sie sind wacker geblieben! Um so mehr thut es mir leid, Ihrem Vorhaben einen günstigen Erfolg nicht versprechen zu können . . .“

„Wie? So lastete noch immer der alte Ungeschmack?

Ist das Beispiel von Hamburg für den Süden noch immer ein verlorenes?"

„Es ist! In den höhern Kreisen der Gesellschaft gilt nur was wälsch oder französisch ist — das Volk ist wie neu aufgebrochenes Ackerland — wer kann sagen, ob und welche Saaten es tragen wird?"

„Sie sehen mein schmerzliches Erstaunen!" rief Nießer. „So redet der Mann zu mir, der mich zuerst ermunterte? Der begeisterte Patriot? Der Gründer der Akademie?"

„O Freund, Freund — woran erinnern Sie mich!" rief Lori bitter. „Wir können nichts — wir wälzen wie Sisyphus eine ungeheure Last bergan . . . wie Penelope weben und spinnen wir Tag für Tag; in der Nacht rollen feindselige Mächte den Stein wieder zurück und zertrennen unser Gewebe . . . ich fürchte, Freund, ich fürchte — wir sind um ein halbes Jahrhundert zu früh geboren worden!"

„In der That — das habe ich nicht erwartet oder gefürchtet — von Allem, was ich mir als möglich dachte, das nicht! Ich hoffte Hülfe, Aufmunterung, neuen Antrieb bei Ihnen zu finden . . . und Sie selbst entmuthigen mich! . . . Ich will den Saal im Faberbrau=

hause in der Sendlingergasse miethen und dort meine Bühne bauen . . . ich habe mein Gesuch beim Bürgermeister gestellt und stoße auf Schwierigkeiten . . . die Weber und Stadtmusiker sollen allein das Recht haben, hier deutsche Komödie zu spielen . . . Ich lachte darüber, weil ich auf Ihre Hülfe baute . . . was kann ich nun, wenn Sie so reden, wenn Sie — wie ich fürchten muß — mich verlassen?"

Das Gespräch wurde durch den Eintritt Limbrunns unterbrochen. Lori reichte Nießer lächelnd die eine Hand, während er mit der andern über die Stirne fuhr. „Wundern Sie sich immerhin, junger Mann!" rief er. „Freund Limbrunn wird es Ihnen bestätigen — ich habe Augenblicke, in denen ich Hypochonder bin! Hat sich aber auch gar Manches um uns herum geändert, darin bin ich doch der Alte geblieben — was ich versprochen habe, das halte ich — darum zählen Sie auf mich: ich helfe Ihnen gegen Bürgermeister, Weber und Stadtpfeifer . . . Kommen Sie Abends zu mir in meine Wohnung, dort wollen wir von Ihren Plänen und Hoffnungen plaudern, und — Luftschlösser bauen! Leben Sie wohl — auf Wiedersehen!"

Nießer ging; Limbrunn aber ergriff Lori's beide

Hände und sah ihm einen Augenblick zutraulich und fragend in's Gesicht. „Du bist hier?" sagte er dann. „Das ist mir eine große Freude... Du hast also Dein gestriges Vorhaben beschlafen und und Dich eines Bessern besonnen?"

„Wie meinst Du das?" fragte Lori ausweichend.

„Frage doch nicht so! Wärst Du noch immer gesonnen, Dein eignes Werk zu verläugnen und aus der Akademie auszutreten?"

„Das ist mein Entschluß, — heute wie gestern."

„Und Du bist dennoch hier? . . ."

„Nur um die mir anvertrauten Sammlungen zur Uebergabe zu ordnen — dort liegt meine Austritts-Erklärung zum Abgang bereit!"

„Ich kanns nicht glauben, Georg . . . ich verlerne, Dich zu begreifen!"

„Und warum? Du kennst mich und weißt, daß ich leicht auflodere . . . doch einen Entschluß fasse ich nur langsam: ist er aber gefaßt, dann ist er auch unerschütterlich . . . Ich wäre vielleicht berechtigt, Dank zu erwarten für Manches, was ich gethan — ich habe nie auf Dank gerechnet; Zurücksetzung aber verdiene und vertrage ich nicht, und wo sie mir begegnet, da wend' ich ihr den Rücken und gehe!"

„Zurücksetzung! Als ob davon irgend die Rede wäre!“

„Davon ist die Rede!“ rief Lori, immer erregter. „Ist es nicht Zurücksetzung, wenn man die Aufsicht über diese Sammlungen — die zum großen Theile mein Werk sind, wenn man die Wohnung hier im Hause einem Andern, neu Hergekommenen übergeben will? Ist es nicht Zurücksetzung, wenn man mir vorwirft, daß ich über den akademischen Arbeiten meine Amtsgeschäfte vernachlässige? Was ist es Anderes als Zurücksetzung, wenn diese Anklage an den Landesherrn gelangen kann, und wenn Keiner der Akademiker — Keiner von Allen ein Wort hat, mich zu vertheidigen?“

„Keiner?“ sagte Limbrunn vorwurfsvoll. „Wo bin Ich bei dieser Zählung geblieben?“

„Du! Du!“ rief Lori feurig, indem er ihn rasch und fest an's Herz drückte. „Du zählst nicht mit, denn Du bist mein Pylades, mein anderes Ich . . . Du hältst aus bei mir, das weiß ich — aber die Andern, wenden sie sich nicht Alle der neu aufgehenden Sonne, diesem Osterwald zu?“

„Nicht Alle! Dir sind viele Freunde geblieben — die Frage wegen der Klassentrennung hat nur die An=

sichten getheilt . . . darüber hinaus hängen sie Alle an Dir! Dein Austritt würde die Meisten schmerzlich berühren . . . er wäre vielleicht das Signal zur völligen Auflösung der Akademie! Gieb den Baum nicht Preis, den Du so sorglich gepflanzt!"

„Der Baum ist erstarkt genug, des Pflanzers nicht mehr zu bedürfen . . . an Gartenkünstlern fehlt es ja nicht und vielleicht ist eine fremde Hand für ihn gedeihlicher, als eine so störrische und eigenwillige, wie die meinige."

Limbrunn sah den heftig hin und her Schreitenden kopfschüttelnd an. „Noch einmal, Georg, ich erkenne Dich nicht wieder . . . Du wirst bitter!"

„Es wäre kein Wunder! Diese fremden Berufungen, die ich von Anfang bekämpfte — sie haben all' den Zwiespalt mit seinem Gefolge gebracht!"

„Auch das ist mir neu an Dir! Du, Lori — und mißgünstig?"

„Es ist nicht Mißgunst, aber wir hätten der Fremden nicht bedurft! Warum haben wir die Akademie gegründet? Ein baierisches Unternehmen sollte sie sein, auf Baiern berechnet und mit einheimischen Kräften ausgeführt: zur Förderung unseres Volks, zur Ehrenrettung

seines Namens! Es sollte gezeigt werden, was wir selbst können — seit die Fremden mitwirken, ist das vorbei! Laß uns jetzt das Höchste leisten, das ein Mensch und ein Volk leisten kann — nicht wir werden es gethan haben: es wird immer heißen, durch die Fremden sei es geworden und wir allein hätten nichts zu Stande gebracht!"

„— Und wenn es nun so hieße?" entgegnete Limbrunn mit Nachdruck. „Ich weiß eine Zeit, Lori, wo es Dir genügt hätte, das Höchste geleistet zu sehn — gleichviel wie und durch wen es geschah . . . Könntest Du so Deine Gesinnung geändert haben? . . . Sieh Georg," fuhr er, vertraulich näher tretend, fort, „wie Du aus dem Oberlande, bin ich aus dem baierischen Wald gebürtig: also ein ächter Altbaier, wie Du, und deshalb darf ich mit Dir reden, wie ich rede! — Warum sollen wir zurücktreten, wenn Andere bereit sind, sich an uns anzuschließen und an unserem Werke mitzubauen? Wenn sie die Unsern werden wollen, warum sollten wir vor ihnen weichen? Nein — laß uns lieber fest auf unseren Plätzen bleiben und ihnen zeigen, daß wir im Stande sind, sie auszufüllen — daß sie nicht geirrt haben, da sie sich mit uns ebenbürtig hielten!"

„Du hast immer Recht," sagte Lori mit ruhigerem

Lächeln, „Du bist immer klüger, weil Du besonnener bist! Aber ich und mein rascheres Blut haben nicht minder recht, und wem das Blut nie heiß zu Kopf und Herzen dringt, der wird auch die Schmach ertragen, ohne daß es ihm die Wangen färbt . . .“

„Ich bleibe dennoch dabei — diesmal hat das heiße Blut Dich übereilt! Laß darum meine Worte Gewicht haben über Dich. Gedenke des Wahlspruchs unserer Akademie, des von Dir selbst vorgeschlagenen . . . „„Strebe zum Gleichgewicht!““ . . . Schicke jenes Schreiben nicht ab!“

„ . . . Ich vergaß die Losung nicht, aber das Uebergewicht ist nicht auf meiner Seite . . . es bleibt bei meinem Entschluß . . .“

„So verschiebe den Austritt wenigstens! Nur bis nach der heutigen Sitzung . . . vielleicht tritt ein Umschlag ein . . .“

„Ich will nicht . . . auch werde ich der Sitzung nicht beiwohnen . . .“

„Das kannst Du nicht mehr!“ rief Limbrunn, nach der Thüre deutend, vor welcher die Schritte von Männern hörbar wurden. „Die Herren kommen bereits — willst Du an ihnen vorübergehen und den Schein geben,

als wolltest Du aus kleinlicher Empfindlichkeit mit ihnen nicht beisammen sein ... Du mußt bleiben — so bleibe denn und eh' Du die Schlacht verloren giebst, versuche noch ein Letztes, sie zu gewinnen!"

Der Eintritt mehrerer Akademiker brach die Unterredung ab; Lori war genöthigt zu bleiben und trat nach flüchtiger ceremoniöser Begrüßung der Angekommenen wieder an die Schränke mit den Sammlungen, anscheinend ganz in deren Betrachtung vertieft. Allmälig füllte sich der Saal. Osterwald war unter den zuerst Eingetretenen; mit ihm kam der länder- und völkerkundige Ritter Du Buat, mit dem Maltheserkreuz auf der Brust, beide in eifrigem Gespräch mit dem gelehrten Naturforscher Aldephons Kennedy aus dem schottischen Benediktinerkloster zu Regensburg. Der helldenkende Verfolger des Hexenglaubens, Don Fernando Sterzinger im weißen Theatiner-Habit, und der berühmte Münzforscher Eucharius von Obermaier fehlten ebensowenig als Heinrich Braun, der Förderer deutscher Sprachkunde aus Freising: ihnen folgten der schweizerische Mathematiker Lampart, der rastlose Pfleger vaterländischer Geschichte Joseph Anton Lipowski, Andreas von Oefele, der Bibliothekar und Doctor Wolter, der Leibarzt des Kur-

fürsten; Stiegler, Wagenegger, der immer heitere Stubenrauch und Andere machten den Beschluß.

„Nun, meine Herren,“ rief Obermair, „wissen Sie denn bereits, daß unsere Versammlung in Gefahr ist, von einem Volkshaufen angegriffen und wohl gar gesprengt zu werden? Ich habe auf dem Wege hieher allerlei sonderbare Gruppen gesehn und bedenkliche Redensarten gehört.“

„Ich nicht minder,“ sagte Doktor Wolter, „aber ich halte das Ganze für einen blinden Lärmen, der nichts zu bedeuten hat!“

„Man kann das doch nicht wissen,“ meinte Pater Braun. „Dürfte es nicht angemessen erscheinen, uns derlei Möglichkeiten nicht auszusetzen und die heutige Berathung auf eine ruhigere Stunde zu verschieben?“

„Nicht doch,“ sagte Osterwald, „wir würden uns dadurch eine Blöße geben. Es ist gewiß nichts Ernstliches zu besorgen. Das Volk schreit und lärmt sich einmal wieder aus und wenn es sich heiser und durstig geschrieen hat, fällt es in die Bräuhäuser und Bierkneipen ein, um sich die Kehle mit Bier wieder glatt zu schwemmen und darüber Alles Andere zu vergessen!“

Lori stand noch immer seitwärts und biß die Lippen zusammen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Osterwald's

Bemerkung etwas Treffendes hatte, aber es verletzte ihn, sie aus dem Munde eines Fremden und in so spöttischem Tone zu hören. „Ohne Zweifel," sagte er näher tretend, „ist Herr von Osterwald als Nichtbaier am meisten berufen, über die Schwächen unseres National-Charakters ein treffendes Urtheil zu fällen — auch ich stimme ihm daher vollkommen bei und finde es unter der Würde der Akademie, von solchem Pöbelgeschrei Notiz zu nehmen! — Schreiten wir daher zu unserer Berathung!"

„Vortrefflich!" witzelte Stubenrauch. „Wir machen es wie die römischen Senatoren, setzen uns auf unsere kurulischen Sessel und erwarten in heldenmüthiger Fassung das Eindringen unserer Gallier! Schade, daß man sich nicht mit einer Toga versehen konnte, um sie gehörig zu drapiren!"

„Scherz dünkt mich unter allen Umständen nicht am Platz," warf Osterwald ein.

„O doch, doch!" entgegnete Stubenrauch noch munterer. „Das Volk ist offenbar aufgeredet — also muß man es wieder nieder reden! Fangen Sie immerhin zu sitzen an, meine Herren . . . sollten sie kommen, so lassen Sie es meine Sache sein, sie wieder heimzuschicken . . . ich müßte meine Münchner nicht kennen, wenn ich das nicht zu Stande brächte!"

Alle hatten inzwischen an dem langen Tische des Zimmers ihre Plätze eingenommen. Lori setzte sich in die Reihe, indem er Osterwald mit einer Handbewegung einlud, den Stuhl des Vorsitzenden, der eigentlich ihm gebührt hätte, einzunehmen. „Ich war in den letzten Sitzungen nicht anwesend," sagte er, „bin also mit dem Gang der Dinge nicht vertraut und ersuche den Herrn Geheimrath, die Verhandlung zu leiten."

Osterwald nahm den Platz ohne Erwiderung ein wie etwas, was ihm ohnehin gebührte. „Den Gegenstand der heutigen Berathung," begann er, „bildet die im Oktober wiederkehrende Jahresfeier der Akademie, die auch heuer mit feierlicher Versammlung und Festrede begangen werden soll. Die Herren sind gebeten worden, ihre Anträge vorzubereiten über den Gegenstand dieser Rede und über die Person des Redners . . . ich bitte also, der Reihe nach ihre Vorschläge abzugeben."

Allerlei Redner wurden benannt, verschiedene Gegenstände vorgeschlagen und ein lebhafter Meinungs-Austausch kam darüber in Gang. Nach seinem Platze war Lori einer der zuletzt Stimmenden.

„Ich halte die ganze Beredung und Abstimmung für überflüssig!" sagte er auf Osterwalds Einladung. „Ehe

die Akademie Beschluß darüber fassen kann, wie sie den Jahrestag ihres Bestehens und Entstehens feiern solle, muß dies Bestehen selbst gesichert sein! Das ist aber nicht der Fall, so lang' der Gedanke, die Klassen zu trennen, nicht vollständig aufgegeben wird — ihn ausführen, hieße, den Baum in zwei Hälften spalten, deren keine lebensfähig ist. Ich schlage daher vor, die Jahresfeier beruhen zu lassen und dafür die schon zu lange schwebende Trennungsfrage zu erledigen ..."

Unter den Anwesenden entstand sichtbar große Bewegung darüber, den Zankapfel mit so unverkennbarer Absicht in ihre Mitte geworfen zu sehen. Mißbilligende und zustimmende Rufe wurden laut und sturmverkündendes Flüstern ging durch die Versammlung. Osterwald allein hatte kaum eine Miene verzogen und erwiderte mit vollkommenster Ruhe. „Der Herr Oberbergrath scheinen bei Ihrem Votum nicht beachtet zu haben, daß diese Ansicht über die Klassen-Trennung keineswegs die allgemeine ist und daß, wenn sie es auch wäre, wir nicht in jener Anzahl versammelt sind, welche zum Beschlusse in so tief eingreifenden Angelegenheiten nöthig ist ..."

„Gut", erwiderte Lori, gleichfalls an sich haltend, „dann wird mindestens nichts im Wege stehn, wie über

die Jahresfeier, so über die Klassentrennung eine Vorbesprechung zu beginnen . . ."

„Auch das ist unmöglich — die Herren sind auf die Sache nicht vorbereitet: sie steht nicht auf der Tagesordnung . . ."

„Dann stelle ich den Antrag, sie noch jetzt nachträglich darauf zu setzen . . ."

„Wenn ein solcher Antrag ausdrücklich gestellt werden will", rief Osterwald gelassen, doch nicht ohne Zeichen beginnender Erregung, „muß allerdings darüber abgestimmt werden . . . Ehe dies aber geschieht, kann ich nicht umhin, den Herrn Oberbergrath darauf aufmerksam zu machen, daß sein Antrag leicht schief beurtheilt werden, ihn der Mißdeutung bloßstellen könnte, als wolle auf den Entschluß der Akademie ein ungeziemender Einfluß geübt und derselbe durch Drängen überstürzt werden."

„Diese Deutung hab' ich nicht zu fürchten!" erwiderte Lori aufwallend. „Wenn die Absicht, die Beschlüsse der Akademie zu überstürzen, wirklich besteht, dann weiß Jedermann, wo sie zu suchen ist . . ."

Osterwald wechselte die Farbe. „Ich muß bitten, sich deutlicher zu erklären", stammelte er.

„Meine Worte bedürfen keines Commentars!" ent-

gegnete Lori, indem er aufspringend den Stuhl zurückstieß. „Es ist offenbar — man will nicht berathen und erklärt auch eine Vorbesprechung für überflüssig, weil man den Beschluß schon vorher verabredet hat . . .“

Wie ein Zündstrahl fielen diese Worte in die ohnehin schon lebhaft erregten Gemüther. Unwilliges Murren wurde laut und die Anwesenden schickten sich an, Lori's Beispiel folgend, die Sitzung in stürmischer Weise zu beenden. Nur Osterwald war kaltblütig genug, zum Bleiben aufzufordern, obwohl auch seiner Stimme ein leises Beben anzuhören war. Limbrunn war zu Lori geeilt, hatte seine Hand ergriffen und flüsterte ihm zu: „Mäßigung, Georg — um Deiner selbst willen Mäßigung!“

„Der Herr Oberbergrath Lori“, begann Osterwald mit überlegener Kälte, „haben eine so schwere Beschuldigung ausgesprochen, daß es meine Pflicht ist, zu fragen, gegen wen dieselbe gerichtet ist!“

„Gegen Sie, mein Herr!“ rief Lori ausbrechend, indem er sich von Limbrunn losmachte. „Gegen Jedermann, der sich getroffen fühlt! Lassen Sie die Maske fallen, die Niemand mehr zu täuschen vermag — ich mindestens bin es müde, dem lächerlichen Gaukelspiele zuzusehn!“

Osterwald wendete sich mit leichtem Spottlächeln und achselzuckend gegen die Versammlung. „Darauf giebt es hier keine Erwiderung!“ sagte er. „So spricht nur der Unmuth Dessen, den es nach unumschränkter Herrschaft gelüstet und der zu fühlen beginnt, daß er nicht mit Puppen zu thun hat, die seinen Drähten gehorchen!“

„Bei Gott — das ist zu viel!“ rief Lori, vor Zorn bebend, während Limbrunn, Wagenegger und Andere ihn begütigend umringten. „Laßt mich!“ rief er, „Ihr seht, daß ich mich mäßige und Gott sei Dank, daß ich es kann! — Die Akademie soll erkennen, ob mich nach der Herrschaft gelüstet . . . Dort liegt der Beweis! Die Ausführung eines längst gefaßten Entschlusses . . . es ist die Anzeige meines Austritts!“

„Aber Lori! Freund! Bruder!“ riefen seine Anhänger durcheinander, indem sie sich näher an ihn drängten. „Besinne Dich! Laß' es nicht zu einem solchen Aeußersten kommen — oder wir Alle gehn mit Dir!“ Auch einige von den Gegnern waren bemüht, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. „Wir nehmen diese Erklärung jetzt nicht an!“ sagte Obermaier herzlich. „Der Name Lori darf in dem Verzeichnisse bairischer Akademiker nicht fehlen! Uebereilen Sie nichts! Noch ist Verständigung möglich!“

Schon hatte Lori sich frei gemacht und Hut und Degen ergriffen, als die Thüre aufgerissen wurde und Lori's Diener mit schreckenbleichem Angesicht hereinstürzte. „Rebellion, gnädiger Herr!“ rief er. „Hören Sie den Lärmen? Die ganze Straße ist voll Menschen ... sie wollen das Haus stürmen und die Druckerei!“

Alles eilte an die Fenster: der ganze Platz bis zur Augustinerkirche gegenüber, hinab bis an den schönen Thurm und hinauf bis Sankt Michael war von einer wild durcheinander wogenden und schreienden Menschenmenge bedeckt. Schon prasselten Steinwürfe an die Wände, Fensterscheiben klirrten und dumpf dröhnende Stöße verkündigten, daß man die Deichsel eines Bräuwagens ausgehoben hatte und damit das Thor des Hauses einzustoßen versuchte.

„Jetzt ist die Reihe an mir!“ rief Stubenrauch davon eilend. „Seien Sie ganz ruhig, meine Herren, ich halte mein Wort!“

„Aber woher auf einmal diese Erbitterung des Volkes?“ fragte Oefele. „Bisher hat es sich begnügt, über uns zu spotten ... was hat es nun so in Aufruhr gebracht?“

„Die nicht rastenden Hetzereien von gewisser Seite!“ entgegnete Obermaier. „Die Ursache aber ist keine andere, als das Buch des Veremundus von Lochstein! Daß Seine

Durchlaucht die Maueranschläge des Freisinger Bischofs wieder abreißen ließ, hat schon böses Blut gemacht .... nun ist wieder geschürt und gepredigt und zur Gewalt aufgemuntert worden, bis die Flamme ausschlägt!"

„Wie?" rief Osterwald, rasch vortretend. „Hör' ich recht? Das Buch Veremunds von Lochstein gegen die geistliche Immunität wäre die Ursache des Tumults? Was hat die Münchner-Akademie mit diesem Buche zu schaffen?"

„Es ist unter einem offenbar erdichteten Verfasser-Namen erschienen," sagte Obermaier. „Die Jesuiten bezeichnen laut als solchen ein Mitglied der Akademie — die Menge glaubt es und schreit es nach!"

„Das Buch ist gut," rief Lori, „und die Akademie brauchte sich seiner nicht zu schämen — aber der Verfasser hätte München eine schmachvolle Stunde erspart, wenn er sich nicht in den Deckmantel eines falschen Namens gehüllt hätte, hinter den sich doch nur die Feigheit verkriecht!"

„Nicht immer, Herr Oberbergrath!" rief Osterwald würdevoll und mit mächtiger Stimme entgegen. „Seien Sie Alle unbesorgt, meine Herren! Die Akademie soll ungefährdet sein und das Volk seine Erbitterung allein gegen den Verfasser kehren!"

Ein Ausruf des Staunens durchlief die Versammlung. —

„Ich gehe hinunter zu der tobenden Menge“, fuhr Osterwald fort, „und werde ihr den Mann nennen, nach dem sie begehrt. Inhalt und Tendenz haben ihn gezwungen, zur Pseudonymität zu greifen — aber das Werk, das er geschaffen, wird er nimmermehr verläugnen. Der Verfasser jenes Buchs, jener Veremund von Lochstein! bin ich selbst!“

Er wollte gehn und drängte sich durch die überraschte Versammlung der Thür zu.

An der Schwelle, den Ausgang wehrend, stand ihm Lori gegenüber.

„Sie werden diesen Saal nicht verlassen!“ rief er ihm entgegen. „Sie haben sich als Veremund von Lochstein bekannt: Ihr Buch ist also das Werk der Akademie . . . Sie werden nicht allein gehn, es zu vertreten! Wir Alle gehn mit Ihnen . . . wir wollen zusammen einstehn für das kühne freie Manneswort, das Sie gesprochen!“

„Versteh' ich Sie denn recht?“ staunte Osterwald unter beifälligem Murmeln der Versammelten.

„Ja, Sie verstehen mich!“ entgegnete Lori herzlich. „Ihre Hand, Osterwald, Sie sind ein edler Mann . . .

vergeben und vergessen sei alles Vorgefallene . . . lassen Sie uns Freunde sein!"

„Wir sind es von diesem Augenblick an!" rief Osterwald und die versöhnten Gegner hielten sich umschlungen.

„Ja", riefen Alle begeistert, indem sie sich zu den Beiden drängten. „Wir sind Alle Freunde — wir wollen Freunde sein! Hand in Hand treten wir dem Volk entgegen!" Limbrunn aber hatte still Lori's Hand gefaßt und flüsterte ihm mit warmem Drucke zu: „Jetzt bist Du ganz wieder Du selbst — ganz mein alter trefflicher Lori!" —

Inzwischen hatte auch Stubenrauch sein Vorhaben schon ausgeführt, im Erdgeschosse einen Laden geöffnet und dem Volke, mit einem weißen Tuche winkend, zugerufen.

„Nichts da!" tobte es ihm entgegen. „Wir wollen nichts hören! Wir wollen keine Vertheidigung!"

„Wer sagt Euch denn, daß Ihr eine Vertheidigung hören sollt?" entgegnete Stubenrauch trocken. „Ich will Euch ja nur eine Geschichte erzählen!"

„Nichts da!" tönte es zurück. „Wir brauchen keine akademischen Geschichten! Andre Stimmen aber riefen

dagegen: „Ja, ja . . . wir wollen die Geschichte! Das Hören kann nichts schaden!"

„So paßt auf!" begann Stubenrauch. „Im Thierreich gab es einmal Streit zwischen den Hummeln und Bienen ... Ihr wißt doch, was Hummeln und Bienen sind?"

„Ei ja wohl! Das versteht sich!" rief man lachend zurück und mit dem Lachen begann schon manches trotzige Gesicht sich zu erheitern.

„Sie sammeln alle Beide Honig", fuhr der Redner fort, „der Unterschied ist nur, daß die Hummeln ihn für sich behalten, während die Bienen gar schöne kunstvolle Wachszellen bauen, daß der Mensch nur hingehen und die süßen Fladen herausschneiden darf. Da hat nun einmal der Löwe — das ist der König im Thierreich, wenn Ihrs noch nicht wißt — ein neues Gesetz ausgehen lassen, daß die Hummeln in Zukunft nicht mehr allein für sich arbeiten, sondern von ihrem Honig auch etwas fürs allgemeine Beste abgeben sollten . . . Darüber wurden nun die Hummeln zornig und wollten ihren Zorn an den Bienen auslassen, denn sie meinten, wenn die nicht da wären, würde auch Niemand mehr vom Honig-Einsammeln reden. Sie bestellten daher den Esel, damit er die Bienenkörbe zerstören sollte!"

Allgemeines schallendes Gelächter unterbrach den Sprechenden.

„Der Esel", rief dieser wieder, „war denn auch gleich bereit und yahte und sprang und schlug mit den Hinterfüßen nach dem Bienenstand. Da ging's nun den Bienen freilich übel. Viele wurden zertreten und viel Wachs und Honig ruinirt, ohne daß es Jemand einen Nutzen gebracht hätte — aber was war das Ende vom Lied? Auf einmal kam der Müller, dem die Bienen gehörten, und hieb mit einem tüchtigen Prügel auf den Esel ein; die Bienen zerstachen ihm das Fell, und wie die Hummeln sahen, daß es schief ging, läugneten sie sich von dem Esel weg und fielen mit ihren Stacheln ebenfalls über ihn her . . . er hatte also Stiche von zwei Seiten und Prügel in der Mitte! — Muß ich Euch die Geschichte noch ausdeutschen? — Die Hummeln sind diejenigen, von denen Ihr Euch habt aufreden lassen . . . der Bienenstock ist das Haus da; der Müller mit dem Prügel, das wird wohl Seine kurfürstliche Durchlaucht sein, und den Esel . . . den könnt Ihr für Euch selber behalten!"

Beifallsgeschrei und Gelächter begrüßte den Redner. Vergebens versuchten Einige, die alte Wildheit wieder

aufzustacheln — die giftige Spitze war dem Tumulte abgebrochen. „Recht hat der Herr!“ riefen die Meisten. „Der Herr von Stubenrauch soll leben! Das ist ein deutscher Mann, der von der Leber weg red't! Wir wollen nit die dummen Esel sein und in die Falle gehn!“ Eh' eine halbe Stunde verging, hatte die Menge sich verlaufen.

Oben bei den Akademikern war im Sonnenstrahl der Begeisterung die schönste Blume der Eintracht aufgeblüht. In gehobener Stimmung beschloß man, aller Parteiung entsagend, zur Urgestalt der Gesellschaft zurückzukehren: Lori konnte den dringenden Bitten Aller, und besonders Osterwald's, nicht widerstehn und mußte wieder das Sekretariat der vereinigten Klassen übernehmen.

Der Hort der Wissenschaft und Bildung, die Hochwacht für den freien Gedanken, für freies Wort und freies Gewissen in Baiern war gerettet!

IV.

Schleier und Kranz.

Der Winter war im Anzuge. Auf dem Angerplatze wirbelte das erste feuchte Schneegestöber und zum Thore blies eisig kalter Wind herein, der den Schnee, wo er sich sammeln wollte, vom Pflaster wehte und in Winkeln und Hausecken zusammentrug. Der Platz bot einen sehr unwirthlichen Anblick dar: fast Niemand ging über denselben; wer es konnte, verschob jeden Ausgang auf besseres Wetter und blieb in der warmen Stube sitzen.

Desto sonderbarer und einsamer sah die Holzbude in der Mitte des Platzes aus, denn aus ungehobelten Brettern zusammengenagelt und mit einem nur leicht verwahrten Giebeldache versehn, war sie offenbar nicht darauf berechnet, den Unbilden der rauhern Jahreszeit Trotz zu bieten. Die Vorderseite bestand in einer durch rothe Wollenvorhänge abgeschlossenen Terrasse, zu welcher

ein paar niedrige Stufen emporführten. Zu beiden Seiten des Vorhangs standen plump gemalte Säulen, an welche sich in schräger Richtung nach vorne zu Stücke von ausgemusterten Jagd- und Schlacht-Gobelins anreihten und so das Innere der Hütte vollständig abschlossen. An den Säulen und im Giebel prangten alte Waffenstücke, Helme, Trompeten und Trommeln in Form einer Trophäe, welche einer sternbekränzten Lyra als Fußgestell diente.

Es war die Bude, in welcher Direktor Lorenzoni seine Haupt- und Staats-Aktionen, Possen und Stegreif-Komödien aufführte, vom Mittag an bis in die Nacht hinein, immer sich wiederholend und vor einem Publikum, das mit jedem Akt kam und ging, und von welchem in den Zwischenräumen das Eintrittsgeld gesammelt wurde, bestehend in einem Kreuzer für jeden Akt. Ein an der Bude zu beiden Seiten angeschlagener gedruckter Zettel verkündete in großen Buchstaben den Inhalt der Vorstellung, die in kurzer Zeit beginnen sollte. „Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung", hieß es hier, „auch Permission eines wohllöblichen äußern und innern der Stadt Raths haben wir die Ehre, mit ganz neuen galanten Anzügen und Auszierungen zum erstenmale aufzuführen:

Montalor und Galantrine oder der durch Wasser, Feuer und Luft, so auch in den Abgründen des höllischen Berges Pyrgarifax erprobte, auch treu befundene Liebhaber mit Lipperl, seinem Diener und Hanswurst, auch lächerlichem Liebes-Ambassadeur, interessirtem Kammerdiener, wohl exerzirtem Soldaten und Aufseher über die bei Hof auf der Stiegen essenden Galanthommo." Ein grober Holzschnitt am Ende des Blattes gab in Rothdruck das Konterfei des Hanswurst, weil diesem ohne Zweifel die meiste Anlockungskraft zugeschrieben wurde.

Dennoch schienen Zettel und Bild diese Fähigkeit fast verloren zu haben, denn nur vereinzelt kamen die Besucher heran und verschwanden hinter dem rothen Vorhang.

Nach einer Weile ließ jedoch das Unwetter nach und in einer Spalte der Gobelins kam ein sonderbarer Kopf zum Vorschein, der sich nach Wind und Wetter umsah; die Anzeichen schienen zu entsprechen, denn bald schlüpfte dem Kopfe ein langer hagerer Körper nach, in Hosen und Jacke, die aus lauter bunten Tuchflecken zusammengesetzt und in der Mitte von einem blanken Gürtel zusammengehalten waren. Auf den Brustlatz war ein mächtiges hochrothes Herz genäht und der Hals steckte

in einem weißen, steif gefältelten Ringkragen. Das stark geröthete Gesicht war um Kinn und Mund mit Ruß statt das Bartes geschwärzt, und über den muthwilligen Augen auf dem kahl geschorenen Kopfe saß ein hoher trichterförmiger Hut von weißem Filz.

„Herr Prinzipal“, rief der Hanswurst zwischen die Gobelinvorhänge hinein, „es hellt sich ein wenig auf — ich glaube, wir können's probiren und können anfangen!“

Auf den Zuruf öffnete sich der Spalt in der Tapete wieder und ließ mit einiger Mühe den Prinzipal herausschlüpfen, eine untersetzte wohlbeleibte Gestalt mit sorgfältig gepuderter Perrücke, gesticktem Kleide und zierlichem Degen; überhaupt in dem vollständigen Anzuge, in welchem damals Pantalon, der geprellte Alte — eine stehende Figur der Stegreifkomödie — gespielt wurde. Eine Ausnahme machte nur die rothe, breitschoßige und mit Goldborten besetzte Weste, welche nur von dem Direktor einer Schauspielergesellschaft getragen werden durfte und deshalb die Permissions-Weste hieß. Der Mann nahm mit Würde aus einem kleinen silbernen Döschen eine Prise Spaniol, besah sich den Himmel, nickte bedächtig und verschwand wortlos, wie er gekommen war.

Sogleich versetzte Hanswurst der seitwärts stehenden

türkischen Trommel mit weit ausgehobenem Schlegel einen Hieb, der wie ein Lärmschuß über den einsamen Platz dröhnte. Mit der andern Hand hielt er eine alte verbogene Trompete an den Mund und ließ eine gründlich mißtönige, aber weithin schmetternde Fanfare erschallen. Der Einfall war wohl berechnet; die Vorübergehenden blieben stehn und es währte nicht lange, so kamen aus den umliegenden Häusern und aus den Mündungen der angrenzenden Straßen immer mehr Schaulustige herzu, so daß bald eine nicht unansehnliche Schaar vor der Bude zusammentraf und, von den Späßen des Hanswursts gelockt, sich nach dem Eintritt drängte.

„Immer herein spaziert!" schrie dieser, indem er allerlei Capriolen ausführte, Gesichter schnitt und die Pritsche wie einen Commandostab schwang. „Gleich ist der Anfang! Montalor und Galantrine, ein ganz nagelneues deutsches Originalstück, brühwarm abgeschrieben aus dem Italienischen . . . zum Todtlachen und zum Todtweinen auch! Immer lustig hereinspaziert: es kostet nur einen Kreuzer! Wem's nicht gefällt, kann wieder gehn, dann bekommt er beim Austritt seinen Eintritt zurück und vom Hanswurst noch einen Fußtritt dazu!"

Hier unterbrach sich der Spaßmacher, indem er den

Spitzhut vom Kopfe riß und mit lächerlichen Geberden und Reverenzen vor Altmetzger Halmberger den Vorhang zurückschlug, denn er wußte wohl, was einem täglichen Stammgaste wie diesem gebühre.

Unbeachtet gelangte darüber auch ein fein aussehender Mann in die Hütte, der das Angesicht tief im Pelzkragen seines Mantelrocks verbarg, um nicht gesehen oder nicht erkannt zu werden. Es war Nießer, den sein gewöhnlicher Spaziergang durch das Dultgäßchen herab gegen das Angerthor und an dem Kloster vorübergeführt hatte, in welchem er seine erste Liebe eingeschlossen wußte: ein Kleinod, das er aus allen Fahrten und Abenteuern rein und unentweiht zurückgebracht hatte. An diesem Tage war er beschäftigt mit einer neuen Rolle, die er am Abend zum ersten Male spielen sollte, etwas früher zurückgekommen und eben in der Nähe des Possentheaters angelangt, als der Hanswurst seine Späße zu treiben anfing. Ohne sich selbst klare Rechenschaft darüber zu geben, trat auch er hinzu — theils zog ihn die Erinnerung an die eigenen Erfahrungen und Erlebnisse, theils drängte ihn das Streben, die Wirkung der Darstellung zu beobachten und daraus nutzbringende Folgerungen zu ziehen für die eigene Kunstübung.

Indessen war die Truppe bereits nebenan in einem kleinen gemauerten Stübchen beisammen, welches als Ankleidezimmer und Versammlungsort diente, zugleich aber auch den Trockenboden und einen Theil der Garderobe ersetzen mußte. An aufgespannten Stricken hingen Pilgerkutten, Zaubertalare und Königsmäntel durcheinander, und um den irdenen Ofen in der Ecke waren kleinere Stücke von Leibwäsche zum Trocknen aufgehangen. Unter dieser, auf der Ofenbank saßen drei oder vier von den Darstellern; der Zauberer, welcher sonst der Tyrannen-Agent war und in seiner heutigen Rolle das Recht hatte, einen mächtigen Bart zu tragen, der erste Curtisan in gesticktem Rock, Strümpfen und Schnallenschuhen, mit Beinkleidern von carmoisinrother Seide. Daß er einen Prinzen zu agiren hatte, war durch ein kleines Purpurmäntelchen um seine Schultern und eine Art von Krone um sein hochaufgerichtetes und gepudertes Toupée angedeutet. Neben ihm saß Colombine, die Liebste des Hanswurst, ein hübsches dralles Mädchen, gleich diesem in bunte Tuchlappen gekleidet und mit einer schwarzen Halbmaske, aus welcher ein Paar kecke herausfordernde Augen blitzten. Etwas mehr seitwärts gegen die Thür zu stand ein schön gebautes vollbusiges Frauenzimmer in Reifrock

und mächtigem Haargebäude und las ein zierliches Briefchen, das ein galonnirter Bedienter ihr zugesteckt zu haben schien, der noch an der Thür wartete, halb verdeckt von der spanischen Wand, hinter welcher die Damen der Gesellschaft sich anzukleiden pflegten. Die Curtisane warf das Köpfchen mit den schwarzen Schönpflästerchen mit kokettem Lächeln herum, nickte dem Lakaien zu und trat wieder zu den Uebrigen. Das Briefchen flog in das Schürloch des Ofens, neben welchem ein alter Mann, der Theaterdiener, saß und Strümpfe flickte. — Alle sahen ziemlich wohlgenährt und gut erhalten aus, denn bei der großen Schaulust der Bevölkerung hatte das Theater seit Jahren glänzende Geschäfte gemacht und der Prinzipal Lorenzoni, der dabei ein reicher Mann geworden, mit der Zahlung nicht gekargt. Erst im letzten Sommer waren wegen der steigenden Theuerung Besuch und Einnahme gesunken und hatten den Gedanken hervorgerufen, die Bühne auch im Winter fortzuführen und dadurch den Ausfall zu decken.

Der Prinzipal selbst stand an der breiten Seite des Ofens und hatte die Rockflügel auseinander geschlagen, um sich den Rücken zu wärmen. Vor ihn war der Tyrannen-Agent im Zaubergewande getreten und redete

eifrig in Lorenzoni hinein, wobei er mit dem Zauberstabe nach allen Winden herumfuchtelte.

„Plag' mich der Herr nicht!" rief Lorenzoni ihn unterbrechend. „Vier Gulden die Woche ist für einen Tyrannen-Agenten vollauf gezahlt! Ich kann dem Herrn keine Zulage geben!"

„Und ich", erwiderte der Zauberer in dröhnendem Bierbaß, „ich kann nicht mehr leben von der lumpigen Zahlung! Die vier Gulden gehn beinahe in Bier und Tabak auf, — wovon soll ich die Lebsucht bestreiten? Meine Schlafstelle kostet einen Gulden die Woche, das Essen . . ."

„Der Herr hat ja außer dem Salarium noch seinen schönen Nebenverdienst!"

„Er wirft nichts mehr ab, Herr Prinzipal — es wird ja fast nichts mehr gegeben, wobei was Ordentliches abfällt! Da sehn Sie meine Wochenrechnung an", fuhr er fort, indem er einen schmierigen Zettel hervorzog. „Zweimal Uebergießen macht vierundzwanzig Kreuzer, fünfzehn Prügel machen einen halben Gulden, einmal das Gesicht geschwärzt thut sechs Kreuzer — dazu dreimal ein Rad geschlagen, jedesmal eine Landmünz . . . Summa Summarum Einen Gulden sieben Kreuzer zwei Pfennig

für eine ganze Woche! Ist das auch ein Nebenverdienst, bei dem man bestehen kann?“

„Nun, nun, ich werd' mir's überlegen, werde dem Herrn Bescheid sagen“, erwiderte Lorenzoni gelassen und wandte sich gegen den Hanswurst, der so eben in ungewohnter Aufregung eintrat und zornig seinen Filztrichter zu Boden warf. „Nun Satori, wie sieht Er denn aus? Was ist denn Ihm passirt?“

„Es geht nicht mehr, Herr Prinzipal!“ rief der Hanswurst. „Wir können jede Stunde einpacken und uns den Laufzettel schreiben lassen! Ich schlage die Türkentrommel fast in Stücke, ich blase mir halb die Lunge aus dem Leib, ich mache Lazzi wie in der Zeit, als ich noch zwanzig Jahre alt war . . . es hilft nichts! Sie lachen wohl, aber es will nicht mehr so recht verfangen und einschlagen, wie sonst — da haben sie über ein schiefes Maul sich beinahe scheckig gelacht! Die Meisten gehn vorbei; was hängen bleibt, sind Kindsmägde mit den Kindern auf dem Arm und dem Kanonirer am Arm . . . Sehn Sie nur hinaus! Gegen sonst! Es ist kaum der Mühe werth, den Vorhang aufzuziehn!“

Lorenzoni verließ seinen Wärmeposten, nahm gravitätisch eine Prise Spaniol und warf dann durch einen

Schieber in der Wand einen Blick in den Zuschauerraum. „Und dabei soll man noch Zulage geben!" rief er, ärgerlich schnupfend. „Schau' der Herr Tyrannen-Agent hinaus auf die leeren Bänke, dann kann er sich die Zulage selber ausrechnen!"

„Aber wer ist daran Schuld?" sagte der Hanswurst noch ärgerlicher. „Niemand, als der Herr Prinzipal selbst! Warum lassen Sie sich's gefallen, daß sich droben in der Sendlingergasse die „neu errichtete und gereinigte deutsche Schaubühne," wie die hochmüthigen Bursche sich nennen, breit machen darf? Die nehmen uns allen Zulauf weg! . . . Gereinigte Bühne! Erwürgen könnt' ich das neumodische aufgeblasene Gesindel! Als ob wir alten Comödianten ein Unrath wären, den man nur so mit dem Besen hinaus kehrt! Wenn der Herr Prinzipal mir folgen wollten, sie sollten mir an das Reinigen denken!"

„Das versteht Er nicht, Satori!" antwortete der Prinzipal. „Das macht Alles nur die Neuheit! Wenn die vorbei ist, werden die Münchner schon spüren, wie sehr ihnen der Hanswurst an's Herz gewachsen ist und kommen wieder schaarenweise zu uns! D'rum verlangt das point d'honneur von uns, daß wir abwarten . . .

Wollen sehn, wer es länger aushält, die Neumodischen oder ich!"

„Aber was soll am Ende daraus werden?" rief der Tyrannen-Agent dazwischen. „Der Herr Prinzipal hat gut reden; er hat sich das Fett abgeschöpft — aber was thun wir?"

„Wie er sich anstellt!" rief die erste Curtisane hinter dem Ofen hervor, wo sie sich auf die Bank gesetzt und die Theaterkatze auf den Schoß genommen hatte. „Wenn hier durchaus nichts mehr zu machen ist, geht man eben zu einem andern Theater! Mir ist nicht bang'! So lange die Welt nicht ausstirbt, wollen die Leute Comödie sehn, und wer seine Qualitäten hat, findet überall wieder ein Unterkommen!"

„Zu einem andern Theater?" schrie der Hanswurst, während das Mädchen, mit der Katze spielend, sich verbeugte, als wenn sie die Qualitäten zeigen wollte, auf denen ihre Zuversicht ruhte. „Etwa auch zu solch' einem „gereinigten," bei dem sie den Hanswurst abgeschafft haben und nicht mehr aus dem Stegreif spielen wollen? Wo sie Wort für Wort geschrieben auf den Partenzettel bekommen und auswendig lernen und herunterplappern müssen? — Nein, das thue ich für meinen Theil nicht!

Ich lasse mir nicht von solch' einem Esel von Schriftsteller vorschreiben, was ich sagen soll! Eh' ich mich dazu heruntergebe, eh' laß' ich mich mit sammt meiner Jacke lebendig begraben!"

Der Eifernde wurde in seinem Redeflusse unterbrochen, indem die Thüre aufflog und ein kleiner Mann mit einem desto größern Höcker hereineilte, einen gedruckten Zettel in der Hand, mit dem er heftig hin und wieder gestikulirte. „Schöne Geschichten das!" rief er und rannte hin und wieder, so weit der kleine Raum es zuließ. „Es wird immer ärger, wenn wir nicht zusammenhalten!"

„Was giebt es denn?" fragte Lorenzoni ernsthaft, die Spaniolprise zwischen den gespreizten Fingern haltend. „Der Herr Stadtpfeifer, wenn ich nicht irre? — Wie kommen wir zu der Ehre?"

„Stadtmusikus Blechmaier!" war die Antwort. „Bürger bei der Stadt, der Steuern und Abgaben zahlen und Frau und Kinder ernähren muß, so gut wie Einer, und der's nicht mehr kann, wenn keine Zusammenhaltung ist, wenn jedes hergelaufene Gesindel Einem das Brod vor'm Maule wegschnappen darf! Da — da," fuhr er fort, den Zettel zwischen den Händen zerknitternd, „sie

geben schon wieder ein neues Stück! Wo sie die Stücke nur hernehmen! Es muß eigens solche Tagdiebe geben, die nichts thun, als Stücke schreiben!"

„Laß' der Herr doch einmal sehen, mit Permission," sagte Lorenzoni, indem er den Zettel wieder auseinander rollte. „Athelstan und Editha!" rief er. „Das soll ein neues Stück sein? Wird wohl auch sein wie neulich mit der Minna von Barnhelm! Was wissen diese Gelbschnäbel viel von der Minna von Barnhelm! Das sollen sie Unser Einem überlassen, der sie noch selber gekannt hat!"

„Ei was!" rief die Curtisane. „Das Stück soll zum Einschlafen langweilig sein . . . aber das habe ich nicht gewußt, daß die Minna eine wirkliche Personage ist! Und der Herr Prinzipal haben sie gekannt?"

„Wie sollt' ich nicht!" erwiderte er vornehm. „Wie ich in Schlesien in Cantonirung lag . . . Du guter Gott, wie manch' liebes Mal hab' ich bei der Minna von Barnhelm mein Schälchen getrunken!"

„Meinetwegen!" rief der Stadtmusikus. „Was geht das mich an? Aber daß man uns in's Handwerk pfuscht, das geht mich sehr an! Wir Stadmusiker und die Weber-Innung miteinander, wir haben allein das Recht, deutsche

Comödie aufzuführen, und weil der Rath uns bei unserm guten Recht nicht schützen will — wollen wir uns selber helfen und solchen Lärmen anfangen, bis der Rath wohl oder übel die ganze Geschichte verbieten muß! . . ."

„Ich glaube, daß es nichts helfen wird!" sagte der Tyrannen-Agent. „Man erzählt sich, daß der Kurfürst dem neuen Theater sehr gewogen sei . . ."

„Nicht wahr ist's!" rief der Stadtmusikus wieder. „Die Herrn und Damen vom Hof und die ganze Noblesse haben einmal ihre Freude an der italienischen Oper und an der französischen Comödie . . . Da kann's der Kurfürst allein auch nicht anders machen! Ich komme manchmal wegen des Notenabschreibens zu der Signora Mingotti, der Sängerin . . . die läßt sich von mir immer allerhand erzählen, was es Neues giebt in der Stadt . . . die hat neulich von der deutschen Comödie gesprochen und hat gelacht und hat gesagt, die Deutschen seien viel zu grob zum Comödiespielen, das müßten sie den Wälschen überlassen, und wenn sie nicht aufhörten damit, koste es sie ein einziges Wort bei einem gewissen Herrn, so sei's aus! D'rum, wenn wir sie heut zum Thor hinaus jagen, kein Hahn kräht ihnen nach. Und das

wollen wir auch, und heut noch soll's gescheh'n! Wie's finster wird, kommen wir und die Weber droben in der Sendlingergasse beim Schürhackelwirth zusammen, von dort ist's nicht weit bis zum Faberbräu', und ich bin nur da, um zu hören und zu fragen, ob die Herrn nicht auch mithalten wollen?"

„Prise gefällig?" sagte Lorenzoni trocken, indem er dem Musiker das Döschen anbot und dann den Deckel zuklappte. „Kann übrigens wirklich nicht capiren, inwiefern Weber und Musikanten dazu kommen wollen, sich mit Künstlern und Schauspielern auf Eine Stufe zu stellen! — Bin unmaßgeblichst dafür, daß Jeder für sich selbst sorgen soll . . . Unser Eins kann's abwarten!"

„Was?" rief der Musikant. „Wollt Ihr Comödianten auch noch hochmüthig sein? Ihr solltet froh sein, wenn sich eine ehrliche Innung mit Leuten abgiebt, die in den Winkel hinter der Thür gehören, zum Schinder und Scharfrichter! Ihr gehört ebensowenig in die Stadt herein, als die beim Faberbräu', und jetzt sollt Ihr in Compagnie zum Stadtthor hinaus!"

Damit eilte er fort; an der Thüre, hinter der Tapetenwand, hielt ihn aber der Hanswurst einen Augenblick zurück. „Ich bin dabei, Meister Blechmaier,"

flüsterte er ihm zu. „Ich will den „Vereinigten" einmal zeigen, was extemporiren heißt!"

Inzwischen ertönte von der Bühne her die Klingel und die Comödianten eilten an ihre Posten, um die Vorstellung zu beginnen.

Der Vorhang stieg empor und zeigte der Versammlung einen plump und giftgrün gemalten Wald, der diesmal eine Wildniß vorzustellen hatte. Mit zierlichem Satz sprang der Hanswurst auf die Bühne und blieb in der Mitte stehn, um die übliche und unerläßliche Begrüßungs-Anrede zu halten. Er nahm die sogenannte baskische Positur an, indem er den linken Fuß auf die Spitze stellte, den Körper etwas seitwärts hielt und so, die eine Hand an die im Gürtel steckende Pritsche gelegt, mit der andern eine zierliche Reverenz ausführte. Schallendes Gelächter empfing den beliebten Spaßmacher und Metzger Halmberger brummte vergnügt vor sich hin. „Teufelskerl, der Satori — wie er nur herauskommt, muß man schon lachen." — Der Hanswurst überblickte die Zuschauer und rief: „Ei, ei, und sieh', sieh', und schau', schau'! Was eine wackere, stattliche und ansehnliche Gesellschaft ist das! Und welche Menge von schönen jungkußlichen und honiggebeizten Mädchen, Damen und auch

Pastorellen! Verhoffe, daß unter so Vielen sich doch ein zärtliches Herzlein finden wird, das Mitleid hat mit einem harmlosen, brodlosen Bedienten wie ich. Ich bin bei dem alten geizigen Herrn Nemo aus dem Dienst gelaufen, weil der storrige, knorrige, thorrige Alte mir hat die Liebe verbieten wollen. Alles im Hause hat seine Liebschaft; die Fräulein Tochter spenzelt mit dem Hofmeister, das Stubenmädl charmirt mit dem Jäger, die Köchin hat den Hausknecht zum Galan, der Kutscher hat's mit dem Kuchelmensch und der Hundsbub' karessirt die Stalldirn', und nur Hanswurst sollte sich das Maul abwischen und voll Wasser laufen lassen? — D'rum bin ich auf und davon und such' mir einen andern Dienst, und wenn sich derweile eins von den molligen, drolligen Trutscheln dahinten über meinen leeren Magen, mein verwittibtes Herz und meinen schwindsüchtigen Geldbeutel erbarmen möcht', so wollt' sich der Hanswurst bestens rekommandirt haben!"

Das Auftreten des Prinzen Montalor, dem seine geliebte Galantrine entführt worden ist, und der sich nun aufgemacht hat, sie durch die ganze Welt zu suchen, unterbrach den Plauderer, der sich mit schnurrigen Glossen über das sonderbare Gebahren des Ankommenden hinter einem Baume verbarg.

Mit steifen, gespreizten Beinen trat der Prinz vor, breitete die Arme aus und begann mit schwülstigem Tone: „O Galantrine, Schatz meiner Augen! Wo verweilest Du? O Amor! Gott aller Grausamkeiten, wie tormentirst Du mich! Warum hast Du die Kron' und Blum' aller Jungfrauen vor meine Augen gestellt und ihre Schönheit durch einen Schein der Phantasirung stündlich, ja augenblicklich meinen Augen präsentiret? Und handelst doch so tyrannisch mit mir, daß Du sie mir durch Andere hast entführen lassen . . . Hab' ein Ansehen auf meine zarte Jugend, auf daß ich nicht allgemach in der verzehrenden Hitze Deiner lebendigen Flammen verbrenne!"

Der Hanswurst ließ sich das nicht zweimal sagen, er schlich fort, und kam mit einem Kübel Wasser zurück, um den brennenden Prinzen zu löschen, der sich nur mit Mühe und unter endlosem Gelächter der Zuschauer des Uebergießens erwehren konnte. Dadurch war aber rasch die Bekanntschaft der Beiden eingeleitet und Hanswurst trat in den Dienst des Prinzen, um mit ihm durch die Welt zu ziehn und die entführte Galantrine zu suchen. Dazu bedurfte er natürlich, da er die Schöne nicht kennt, einer Beschreibung derselben, die der Prinz im über-

schwänglichsten Tone gab und wobei der Lustigmacher durch absichtliches Nichtverstehen und Verdrehen jedes Satzes die Zuhörer in immer rosigere Laune versetzte. Metzger Halmberger lachte, daß ihm die Thränen auf den dicken Wangen standen; Nießer, halb hinter einer Holzsäule verborgen, hüllte sich wie fröstelnd tiefer in seinen Pelz.

Durch das Gelächter aber hindurch und in den kurzen Pausen tönte es von der Straße herein, als ob viele Menschen vorüberliefen und eifrig miteinander redeten. Erst steckten Einige die Köpfe zusammen, fragend, was es draußen wohl geben müsse, dann griffen Unruhe und Besorgniß immer mehr um sich, denn das Rennen und Schreien wurde immer lauter. „Das ist am Ende gar Feuerlärm,“ raunte Eins dem Andern zu; erst machte ein Einzelner sich auf die Beine, um zu sehn, was vorgegangen sei; — bald folgten immer mehrere, und in wenig Augenblicken drängte die ganze Zuhörerschaft, unbekümmert um die verblüfft dastehenden Comödianten, ängstlich in's Freie.

Ueber den Angerplatz hin liefen Menschen, durcheinander schreiend und fragend, und die Menge wuchs mit jedem Schritt, denn jeder neu hinzu Kommende wollte

wissen, was es denn eigentlich abgebe und rannte mit; es mußte ganz Besonderes sein, was in dem stillen Stadtviertel so große Aufregung hervorbrachte. Der Strom wälzte sich gegen das Clarissinnen-Kloster hin und vor diesem war schon von ferne ein dichtgedrängter Menschenknäuel sichtbar.

„Was giebt's denn? Wo brennt's denn?“ rief Halmberger einen Burschen an, der im rußigen Schurzfell, mit aufgestreiften Hemdärmeln unmittelbar von der Schusterbank daher gelaufen kam.

„Was wird's geben!“ erwiderte dieser, gezwungen stillstehend, denn die wuchtige Hand des Metzgers hielt ihn gefaßt. „Eine Klosterfrau ist lebendig eingemauert worden im Angerkloster. Es ist aufgekommen und jetzt ist das Gericht da und will das Kloster sprengen ...“

Der Bursche konnte nicht vollenden, denn der zürnende Meister stieß ihn mit aller Gewalt der Entrüstung von sich, daß er taumelte. „Lügenbeutel, elender!“ rief er dabei. „Mach', daß Du mir aus den Augen kommst, oder ich zeige Dir, was es heißt, mir einen solchen Bären aufzubinden und die frommen Angerfrauen zu verläumden!“

„Meinetwegen!“ rief der Bursche davon eilend.

„Wenns der Herr nicht glauben will, darf er ja nur mit hinkommen an die Klosterpforten! Da wird's sich's wohl zeigen, ob's wahr oder ob's eine aufgebrachte Sach' ist . . . "

„Es ist auch nichts Anderes," sagte Halmberger für sich und schwang den Silberknopf seines Rohrstocks, eilte aber doch mit weitausgeholten Schritten dem Kloster zu.

Hinter ihm wankte Nießer, den die Nachricht wie ein Blitzstrahl durchzuckt hatte. Seit seiner Rückkehr hatte er alle Mittel aufgeboten, um geradezu oder auf Umwegen Nachricht von Marien zu erhalten — sie war immer gleichlautend und gleich eintönig gewesen: die ehrsame Frau Magdalena von den Füßen Jesu sei mit ihrem gottseligen Loose vollkommen zufrieden und glücklich, aber ihre Kränklichkeit verhindere sie schon über Jahr und Tag ihre Zelle zu verlassen. Dieser Bescheid hatte ihm immer das Herz zusammengeschnürt; es lag etwas in dieser abweisenden Kürze, in der stets wörtlichen Wiederholung, was ihn mit einem dunklen Bangen erfüllte, für das ihm dennoch weder Grund noch Erklärung zu Gebote stand . . . Jetzt stand mit einem Male, wie vom Blitz entzündet, eine ganze Reihe entsetzlicher Mög-

lichkeiten flammenleuchtend vor ihm da! Wie — wenn die Nachricht des Burschen keine Erfindung war . . . wenn jene gottgeweihten Räume wirklich solche Frevel einschlössen . . . wenn Marie das unselige Opfer geworden . . .

Das Blut drängte ihm betäubend nach dem Kopf: wie schwindelnd, halb unbewußt raffte er sich auf und eilte dem Kloster zu, wo Meister Halmberger in seinem Unmuthe sich mit Fäusten und Ellenbogen eine breite Gasse durch die Menschenmenge bahnte, die sich vor der Pforte gesammelt hatte. Betroffen sah er unmittelbar vor derselben einige hohe Beamte stehen, welche in Uniform und von Bewaffneten umgeben, auf Einlaß zu warten schienen; der Schuster hatte also doch nicht gänzlich gelogen, es mußte in dem Kloster etwas Besonderes vorgegangen sein.

Den Kommissären dauerte es zu lange, bis geöffnet wurde, die Glocke ertönte stärker und länger als zuvor — endlich, langsam und zögernd öffnete sich der Verschluß. „Ich hab' Befehl von der hochwürdigsten Frau Mutter," sagte die erschrockene Pförtnerin, „den Herren noch einmal zu sagen, daß der Eintritt in's Kloster Niemand gestattet ist . . . "

„Und ich habe Befehl von Seiner Durchlaucht," rief der Eine der Beamten barsch, „das Kloster zu durchsuchen und wenn nicht gutwillig in fünf Sekunden geöffnet wird, werde ich den Eintritt mit Gewalt erzwingen . . . Ich zähle nach meiner Uhr . . . Eins . . . Zwei . . ."

„Nun denn, auf Ihre Verantwortung," erwiderte zurücktretend die Nonne und die Beamten schritten in das Kloster.

Ein Brausen der Erwartung stieg tausendstimmig von der Menge empor.

„Den Einen davon kenne ich nicht," sagte der Schuster zu Halmberger, neben dem er wieder zu stehen gekommen war, „der Andere von den Kommissären aber ist der geistliche Rath Steeb, der läßt bei meinem Meister arbeiten. Und der Kaminfeger, der mit hinein ist, durch den ist die ganze Sach' aufgekommen, der hat die Eingemauerte jammern und winseln hören . . ."

„Und ich bleib' dabei, es ist nicht wahr!" rief der hartnäckige Metzger. „Erfunden und erlogen ist Alles! Nichts als ausgesprengtes Wesen von den Freimaurern, die nicht wissen, was sie Alles erdichten sollen über die Klöster! Wer weiß, was der Kaminfeger gehört hat. Vielleicht Fledermäus, die in dem Kamin eingenistet haben."

„Nein, nein — mit dem Einmauern hats schon seine Richtigkeit!“ sagte ein Dritter. „Ich hab' die Herren vom Gericht vorhin untereinander darüber sprechen gehört. Der Kaminfeger hat das Winseln wie von einer menschlichen Stimme ganz deutlich vernommen . . . er hat aber nicht viel darauf gegeben und hat für sich zu singen angefangen, wie's die Kaminfeger im Brauch haben, wenn sie im Schlot sitzen, weil's da drinnen so ganz eigen klingen soll . . . da hat ihm die Stimme geantwortet, hart neben ihm, ganz im Gemäuer drinn und doch wieder so tief als wenns aus dem tiefsten Keller herauf käm' . . . drauf hat es ihm gegruselt — er ist fort und hat Alles dem Gericht angezeigt.“

„Und das Gericht wird nichts finden!“ entgegnete Halmberger wieder! „Und ihr Alle werdet mit langer Nase abziehen und sehen, daß ein einbilderischer Mensch Euch in den April geschickt hat.“

Nießer war es geglückt, unmittelbar bis an die Pforte zu gelangen, dort lehnte er an der nämlichen Stelle, an welcher er als Pilger gekniet hatte, den letzten irdischen Abschied von Marien zu nehmen. Die Urtheile und Vermuthungen des wartenden Volks wogten laut und ungebunden durcheinander; er achtete nicht darauf;

es klang ihm zu wie das unverständliche Brausen des Wassers, übertönt von dem Aufruhr der eigenen Empfindungen und Gedanken.

Während dessen waren die Beamten an der Thüre der eigentlichen Klausur von der Aebtissin und den Rathsfrauen empfangen und noch einmal aufgefordert worden, die geheiligten Räume, welche kein Männerfuß betreten dürfe, nicht zu entweihen.

„Wer im Auftrage seines Landesfürsten handelt," erwiderte der Kommissär, „darf auch das innerste Heiligthum betreten, ohne es zu entweihen. Nehmen Sie hier den schriftlichen Befehl Seiner Durchlaucht und zwingen Sie mich nicht, die Ausübung meiner Pflicht mit Gewalt zu beginnen."

„Wohlan denn," rief die Aebtissin mit Würde, indem sie die Hand an das Kreuz auf ihrer Brust legte, „so protestire ich gegen diese Verletzung unserer Rechte und weiche der Gewalt! . . . Wohin wollen die Herren geführt sein?" setzte sie hinzu und trat bei Seite, daß der Weg in den Klostergang offen stand.

„Schließen Sie sämmtliche Gefängnisse auf."

„Wir haben keine — wir haben nur Strafzellen, in

welchen unsere Schwestern büßen, wenn sie so unglücklich waren, zu sündigen."

„Gut — also öffnen Sie die Strafzellen. Besonders jene, in welcher Sie eine Schwester zur lebenslänglichen Buße eingeschlossen haben . . ."

Die Aebtissin erblaßte leicht. „Ich protestire wiederholt!" sagte sie dann. „Das Kloster hat volle Gerichtsbarkeit über seine Angehörigen und nur der Bischof hat das Recht davon Einsicht zu nehmen . . ."

„Wir werden uns durch diese unnützen Weiterungen nicht länger aufhalten lassen!" sagte der Beamte und winkte Beppo, der im Rußgewande, mit Leiter, Besen und Scharre bereit stand. „Geh' Er voran, guter Freund, und führ' Er uns dahin, wo Er das Winseln gehört hat."

Beppo schritt den Gang hinab, die Andern folgten, auch die Aebtissin schloß sich an, gab aber rasch einer der Rathsfrauen einen Wink, worauf diese an die Spitze des Zuges eilte und demselben mit einem hellen Glöckchen läutend voranschritt.

„Was soll das Läuten?" fragte der Kommissär.

„Es ist das gebräuchliche Zeichen für die Nonnen, sich nicht in den Gängen zu zeigen, weil Männer innerhalb der Klausur sind . . ."

„Bei unserer Anwesenheit ist das Geläute überflüssig — die Frauen sollen sich im Speisesaal versammeln, damit wir dann zum Verhöre schreiten können . . .“

Das Glöcklein verstummte und der Zug bewegte sich schweigend die Treppe hinab in die unterirdischen Räume des Klosters; an der hohen gewölbten Gruft vorüber, an deren ewiger Lampe die Diener Laternen und Kerzen anzündeten und dann den dunklen, feuchtkalten und modrigen Kellergang hinan leuchteten.

„Und hier befinden sich die Strafzellen des Klosters?“ sagte der Beamte, als man vor der Thüre zu Mariens Gefängniß angekommen war. „Und solche Höhlen, wie kein weltliches Zuchthaus sie aufzuweisen hat, findet man im Namen des Glaubens geeignet für geistliche Sünder? Oeffnen Sie schnell — im Namen der Menschlichkeit!“

Seit Jahren drang zum ersten Mal Lichtschein in den öden, schauervollen Raum, in dem Maria kein anderes Zeichen des Lebens über sich vernommen hatte, als die Stimme der Laienschwester, die ihr täglich die dürftige Nahrung durch eine Maueröffnung zugeschoben hatte. Längst war die holde Blüthe ihres Leibes verwelkt und abgefallen und auch der Geist hatte sich allmälig zusammengekrümmt unter der vernichtenden Wucht des ewigen,

sinnverwirrenden Dunkels: der schaudervollen, niemals weichenden Einsamkeit. Einer Todten oder Sterbenden ähnlich lag, lehnte sie oft Stunden lang auf ihrem Lager von moderndem Stroh, das entstellte Antlitz in den wild verworrenen Haaren verbergend; wie sie ermüdet längst aufgehört hatte — Stunden, Tage und Wochen zu zählen, war ihr auch beinahe jede Erinnerung an die Vergangenheit, jedes Gefühl für das Schreckliche ihrer Lage verloren gegangen. Die Kette, mit welcher sie an die Bettlade gefesselt war, hätte sie nicht mehr gehindert, sich in ihrem Kerker zu ergehen, denn der Schlußring war aus dem morsch gewordenen Holze losgebrochen — dennoch konnte sie von der unwillkürlich gegebenen Freiheit keinen Gebrauch machen, weil ihre Füße von dem Drucke der Ketten wund geworden waren und bei jedem Schritt schmerzten. Auch das fühlte sie fast nicht mehr — sie hatte nur noch Einen Gedanken, den Gedanken an den wandellosen, ewigen Gott der Liebe über ihr; zu ihm betete sie ohne Unterlaß: in einzelnen klaren Augenblicken mit aufflammender Ergebung und Inbrunst, meistens aber in rastlos murmelndem Hersagen von zur Gewohnheit herabgesunkenen Worten und Formeln.

Aus einem solchen Gebete war sie vor einigen

Stunden plötzlich durch den wohlbekannten eigenthümlichen Ton emporgeschreckt worden, welchen der Kaminkehrer beim Reinigen des Rauchfangs mit der eisernen Scharre hervorbringt und der durch das zusammenhängende Gemäuer wie an einer Leitung hell und vernehmlich in die Tiefe drang ... Verwirrt und mühsam richtete sie sich auf ihrem Lager auf und lauschte angestrengt, wie auf die Töne eines Traums, während es an ihrem Innern vorüberzog, gleich den unsichern und wandelnden Gestalten des Herbstnebels, der am Rande des sich entblätternden Waldes dahingleitet. In das Geräusch mischte sich aber bald noch ein anderer, wohlklingender und nicht minder bekannter Ton, vor welchem die Nebel sich allmälig zu bestimmten Bildern und Erscheinungen formten. Mit schmerzlicher Helle besann sie sich ihrer selbst, ihres ganzen Geschicks und Thränen, deren Quell in ihren müden Augen schon lange vertrocknet gewesen, stürzten erfrischend über die abgehärmten, blutlosen Wangen. Sie irrte nicht — das war Beppo's befreundete Stimme: das war das liebliche wälsche Lied von dem unerschütterlich treuen Liebespaar ... ohne zu wissen wie, glitt sie vom Lager auf das Pflaster herab und sank in die Kniee. Sie vernahm deutlich die Worte:

Si saró il sposo tio
Sposo voi sarete a me . . .

und als eine kleine Pause eintrat, hob sie halb unbewußt an, das Lied zu Ende zu singen. Anfangs mit bebender, dann mit wachsender und immer stärkerer Stimme, in welcher noch einmal aller Reiz, alles Glück und alle Sehnsucht der Jugend nachklang.

Voi in mé ed in voi io
Serbaremo eterna fé . . .

sang sie — es war eine unklare, letzte Hoffnung der Freiheit, was die Töne der strebenden Kehle entströmen machte! — Als sie geendet, horchte sie lange ängstlicher und ängstlicher auf eine Erwiderung — auf ein Zeichen, daß sie gehört worden war . . . Alles blieb grabesstill, wie es zuvor gewesen und sie sank mit dem Angesicht auf das Steinpflaster hin, wie leblos, nur mit einem Aufstöhnen des tiefsten Leidens, das hoffnungslos an den tauben Wänden verhallte.

So lag sie noch, als die Thüre geöffnet ward; der eindringende ungewohnte Lichtschein weckte sie aus der Betäubung. Sie begriff nicht, was vorging und war nur darauf bedacht, das Haar zurecht zu streichen und das verblichene, abgerissene Gewand zu ordnen.

Ein Augenblick des Schweigens trat ein, der Anblick der Unglücklichen und ihres Aufenthalts erschütterte die Männer, die betroffenen Nonnen schlugen schuldbewußt die Augen zu Boden.

„Also das nennt man in diesen Mauern eine Strafzelle?“ rief der Beamte. „Wie — Frauen haben Eine Ihres Gleichen zu einem solchen Kerker zu verdammen vermocht? — Und warum hat die Gefangene nicht den schwarzen Ordensschleier? Hat sie nicht schon längst Profeß gethan?“

„Der Schleier ist ihr abgenommen worden, als einer Unwürdigen . . . “

„In der That! Mich dünkt, eine solche Maßregel stehe nur dem Bischof zu? Es scheint, daß man nicht in allen Dingen gleich besorgt war, die bischöflichen Rechte zu wahren. — Man sorge sogleich, daß die Nonne den Schleier vorläufig wieder erhält — ich habe Auftrag, sie von hier weg bringen zu lassen.“

„Aber das ist doch unmöglich in diesem Zustande . . . in diesen Kleidern . . . “

„Haben diese Kleider Jahre lang genügt, so werden sie auch noch für wenige Augenblicke genügen . . . Stehen Sie auf, Frau Magdalena und seien Sie außer Furcht.

Seine Durchlaucht haben von Ihren Leiden gehört und die strengste Untersuchung angeordnet . . ."

Marie blickte verwundert und kopfschüttelnd umher. „Keine Untersuchung," sagte sie dann mit schwacher Stimme . . . „ich bitte darum . . . Ich verlange nichts, als noch einmal die Sonne wieder zu sehen und den Himmel — und ein Plätzchen, wo ich ruhig sterben darf!"

„Es ist Ihnen frei gestellt, wohin Sie gebracht werden wollen . . . "

„Zu den Elisabethinerinnen . . . wenn ich doch bitten darf . . . sie haben einen großen Garten und so schöne Bäume . . . O, mein gnädiger Heiland, ich soll das Grün der Bäume wieder sehen . . . Aber wie ist es denn möglich! Ich begreife nicht, wie konnte Seine Durchlaucht von mir Armen erfahren?"

„Preisen Sie die wunderbare Fügung des Ewigen, der es so gelenkt!" antwortete der Kommissär, indem er auf Beppo deutete. „Das Werkzeug, durch das er Sie gerettet, steht hier."

„Beppo . . . " rief Marie mit brechender Stimme, als der treue Bursche vor ihr niederkniete, unfähig seinen Schmerz und seine Thränen länger zu bemeistern. „Du . . . " hauchte sie und eine wohlthätige Ohnmacht um-

schleierte ihr Seele und Auge. Sie wurde Frau Konrada nicht gewahr, die zu ihr trat und ihr mit einem stummen Glückwunsch die Hand auf die Stirne legte.

— „Sie kommen! Sie kommen!“ hallte es über den Angerplatz hin, als die Klosterpforte sich wieder öffnete: dann trat eine athemlose Stille der Erwartung ein. „Ja, Sie kommen!“ murrte Halmberger, „aber wie ich's vorher gesagt habe, sie kommen allein . . . sie haben nichts gefunden . . . “

„Nein, nein!“ rief der Schuster, „seh' der Herr nur, was da hinter den Herren von der Kommission kommt . . . das sieht wahrhaftig einer Tragbahre gleich . . . Sie haben die Eingemauerte gefunden . . . “

„Wahrhaftig!“ riefen Andere durcheinander. „Eine weibliche Gestalt liegt auf der Bahre . . . die todt ist oder bewußtlos . . . “

„Oder die nicht mehr gehen kann vor Elend!“

Ein Schrei des Jammers, des Entsetzens und der Entrüstung tönte aus der Menge; nur der derbe Metzgermeister fand keine Worte, das auszudrücken, was in ihm vorging. Stumm und starr stand er da und drängte sich dann gewaltsam vor, bis er hart vor der Tragbahre zu stehen kam. Sein Weib und seine Tochter, die in=

zwischen von der Neugierde auch herbeigeführt worden waren, folgten ihm. „Es ist allweg wahr!" brachte der ehrliche Mann jetzt hervor. „Die frommen Klosterfrauen sind im Stande gewesen, Eine aus ihnen selber so zuzurichten! Die arme Person sieht ja schier keinem Menschen mehr gleich. Und ich hab' so viel auf die Frauen gehalten und auf ihre Frömmigkeit!"

„Vater," raunte ihm die Tochter zu, „schau nur — ist das nit die nämliche, die selbigesmal in der Nacht zu uns 'kommen ist in den Hof? Weißt Du, die über den Klosterzwinger geflüchtet ist?"

„Ja und die Ihr wieder ausgeliefert habt," antwortete er. „Freilich ist sie's — trotz allem Elend kenn' ich sie wieder. Da habt Ihr's nun — hättet Ihr mir nachgegeben, — jetzt habt Ihr die Arme auf dem Gewissen mit Eurer Hartherzigkeit."

„O du lieber Gott," schluchzten die Weiber in ihre Tücher hinein, „wer hat denken können, daß in einem Kloster so was passiren kann."

„Meinetwegen!" rief Halmberger, der seinen Entschluß gefaßt hatte. „Ich für meinen Theil will jedenfalls nichts mehr wissen von den frommen Klosterfrauen. Eine saubere Frömmigkeit, bei der es so zugehen kann

Keinen Vierling Fleisch sollen sie mehr von mir haben, und wenn sie mir für das Loth einen Dukaten geben wollten! Und damit wir auch was gut machen, nehm' ich die arme Person in's Haus und will sie verpflegen, wie mein leibliches Kind."

Er trat auch sogleich zu den Beamten und brachte sein Anerbieten vor. „Das ist brav von Ihm, Meister!" erwiderte der Commissär, „aber seinem Begehren kann nicht stattgegeben werden, weil die Frau Magdalena ihrem Wunsche gemäß zu den Elisabethinerinnen gebracht werden soll."

Halmberger war sehr betrübt über diesen Bescheid, aber er wußte sich bald zu fassen, nahm den Arm seines noch immer schluchzenden Weibes und rief: „Dann werden sich auch Mittel und Wege finden lassen, wie man seine Gesinnung zeigen kann!"

Nicht so mild und gutmüthig gab sich die Theilnahme im übrigen Volke kund. Bei Vielen steigerte sie sich bis zum Zorn, der sich um so leidenschaftlicher äußerte, je gläubiger und vertrauender die Leute an Klöstern und geistlichen Orden gehangen hatten. Ein Kloster, in welchem solche Gräuel vorgehen konnten, war ein Schandfleck für alle übrigen und es erschien nur als gerechte Vergeltung, dasselbe für seine Missethat zu züchtigen.

Bald wurden solche Rufe und Aufforderungen von Einzelnen laut; sie fanden geneigte Ohren und bereitwillige Gemüther und bald fehlte nur noch ein letzter Anstoß, so wäre die erbitterte Menge auf das Kloster gestürzt, hätte dasselbe erbrochen und die Nonnen verjagt. Dem Beamten entging diese drohende Stimmung nicht. Er winkte Stille. „Mitbürger!" rief er dann. „Eure Entrüstung macht Euch Ehre, aber laßt Euch von Eurem menschlichen Mitgefühl nicht zu eigenem Unrecht, zu Gewaltthätigkeiten hinreißen. Seine Durchlaucht haben die strengste Untersuchung angeordnet — die schuldig Befundenen werden der gerechten Strafe nicht entgehen, und damit derlei nicht mehr möglich ist, haben Seine Durchlaucht befohlen, daß die Gefängnisse aller Klöster durchsucht und ihnen die Befugniß über Leib und Leben ihrer Angehörigen für ewige Zeit abgenommen werden soll. Zeigt Euch eines so erleuchteten Herrschers würdig und ehret seinen Willen durch Ruhe und Ordnung."

Das vernünftige gelassene Wort verfehlte seine Wirkung nicht. Man zerstreute sich, als der Wagen heranrollte, in welchem die Nonne fortgebracht werden sollte, und eilte, die merkwürdige Begebenheit möglichst schnell überallhin zu verbreiten.

Marie war indessen noch immer von tiefer Ohnmacht befangen gelegen. Die Frische und Schärfe der lang entwöhnten freien Luft weckte sie allmälig zum aufdämmernden Bewußtsein — sie wußte nicht, wo sie sich befand und wie ihr geschah, denn als sie die Augen öffnete, sah sie den Himmel über sich, erglühend von winterlichem Abendrothe, und eine Stimme drang in ihr Ohr, wie weit her aus lange vergangenen Zeiten... sie mochte wohl glauben, schon in die ewige Heimat eingegangen zu sein.

Es war Nießer's Stimme, der hinzu gewankt war, und ihre matt herabhängende, zum Skelett abgemagerte Hand ergriffen hatte. „O Marie", flüsterte er mit überströmendem Gefühl. „Welch' ein Wiedersehn! O hättest Du damals meinen Bitten gefolgt . . ."

Marie wandte die milden Augen nach ihm und ein schönes Lächeln glitt verklärend über das einst so blühende Angesicht . . . sie träumte nicht: es war noch nicht Licht und Klang des Himmels, was sie umgab — aber die Sonne irdischen Glücks sandte noch einen letzten belebenden Strahl in ihr Herz.

Da trat die Pförtnerin hinzu, um den vergessenen Nonnenschleier nachzubringen. „Dank für Deine Treue,

. . . Freund meiner Jugend . . ." hauchte Marie, „der schönste Kranz des Lebens . . . auf Dein Haupt . . ! Mein ist der Schleier . . . Wohl mir . . . ich habe ihn wieder . . ." Die Erschöpfung übermannte sie, als der Schleier, von der Nonne entfaltet, wie ein dunkles Gewölk auf sie herabsank. Das Lächeln um ihre Lippen wurde noch seliger, noch verklärter . . . durch die verschwimmenden Sinne war es ihr, als ob mächtige Orgeltöne sich mischten mit dem Rauschen der Eichen um die einsame Waldkapelle. —

Nießer schritt in die rasch einbrechende Dämmerung hinein — er wußte selbst kaum, wie er die Sendlingergasse und das Brauhaus zum Faber erreicht hatte, in dessen Räumen die Muse des deutschen Schauspiels in München den ersten dürftigen Zufluchtsort gefunden hatte. Die Vorstellungen waren mit beginnendem Herbst eröffnet und mit dem Lustspiele: „Die Wirthschafterin," oder „Der Tambour bezahlt Alles" das erste Beispiel eines nicht aus dem Stegreif gespielten, sondern regelrecht gedichteten Bühnenstückes gegeben worden. Der Erfolg hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen, und Jeder der anfangs von der Neugier herbeigelockten Zuschauer war mit dem Vorsatze fortgegangen, recht bald wieder zu kommen. Der

Eindruck, den der geordnete Bau der Stücke hervorbrachte, wurde noch durch den Reiz einer ganz unbekannten einfachen Natürlichkeit der Darstellung erhöht, welche himmelweit von der gespreizten Uebertreibung der Franzosen und Italiener entfernt war und bei aller Munterkeit niemals zu dem rohen ausgelassenen Wesen der Stegreif-Comödie herabsank. Die Theilnahme wuchs und wuchs; Saal und Kasse waren jeden Abend gefüllt und bald mußte täglich gespielt werden, um dem Andrange zu genügen.

Nießer hatte sich weder mehr um den Lauf der Zeit gekümmert, noch der Aufgabe gedacht, die er noch am nämlichen Abend lösen sollte. Es drängte ihn nur fort aus der Nähe der Menschen, in die Einsamkeit seiner Stube, um sich ganz ungescheut seinem Schmerze hingeben zu können. So eilte er hastig die Treppe hinan, unbekümmert um die Leute, die sich schon reichlich als Zuschauer einfanden und an denen er vorüber mußte: unbekümmert um die allerlei Vorbereitungen, als eine wohlbeleibte stattliche Frau ihn am Rockflügel faßte und zurückhielt. Es war Frau Seewald, die wohlbestallte Kassirerin der Gesellschaft.

„Aber wo wollen Sie denn noch hin, Herr

Nießer?" rief sie. „Es wartet ja drinnen schon Alles auf Sie."

„Auf mich?" entgegnete er zerstreut. „Und weshalb?"

„Wie Sie fragen! Es ist schon halb sechs — in einer halben Stunde fangen wir an — der Saal ist schon recht angenehm voll!"

„Ach ja . . . ich entsinne mich! . . . rief Nießer bitter, indem er sich über die Stirn fuhr. „Ich habe vergessen, wer ich bin! . . Ueber der Wirklichkeit dachte ich nicht mehr an die einstudirte Rolle! Aber ich kann heute nicht Komödie spielen, Frau Seewald . . . es ist unmöglich — ich bin krank!"

„Unmöglich? Krank?" antwortete die Frau geläufig und in einem Deutsch, das die sächsische Abstammung nicht verkennen ließ. „Eine schöne Bescheerung, wenn wir die Leute wieder heimschicken und die volle Kasse herausgeben müßten! Aber krank und erhitzt sehn Sie wirklich aus. Was ist Ihnen denn begegnet? Kommen Sie nur vorerst einmal hier herein und lassen Sie mit sich reden!"

Sie zog den Widerstrebenden in das Zimmer nebenan, welches, zwar einfach, aber bequem eingerichtet, zum Sprechzimmer der Gesellschaft diente, die darin bereits

ziemlich vollzählig und in den Anzügen ihrer heutigen Rollen versammelt war. Frau Rouseul, eine feine Blondine und tüchtige Schülerin der berühmten Sakko stand in dem langen Schleppgewande der altsächsischen Prinzessin Edith vor dem Ankleidespiegel und Mamsell Hörl, ein in einer Münchner Vorstadt entdecktes junges Talent, das sonst muntere Mädchen, spielte, diesmal aber die Freundin der Prinzessin darzustellen hatte, war ihr behülflich, noch Einiges an den Kleidern zu ordnen. Max Ista, ein schöner Mann von soldatischer Haltung schnallte sich eben noch den Harnisch zurecht, den er als Prinz Edgar, Athelstans Nebenbuhler um Krone und Liebe, zu tragen hatte. Rouseul, ein großer, breitschulteriger Mann, schritt mit zackiger Krone auf dem Haupt und den Purpurmantel über den Schultern als der feindselige Dänenkönig durch das Gemach.

„Denkt nur," rief Frau Seewald, „was für ein Unglück! Wir warten immer auf Rießer, und können nicht begreifen, wo er bleibt, da er sonst der Pünktlichste von Allen ist. Da kommt er eben heim, ganz verstört und erhitzt und sagt, er könne nicht spielen!"

„Warum nicht gar — das wäre ein großer Verlust! Das wäre ein Schlag, der uns um Monate zurückwerfen

würde," riefen die Schauspieler durcheinander und umringten den Genossen. „So reden Sie doch, Nießer. Was ist Ihnen denn begegnet?"

Nießer hatte sich ermattet in einen Stuhl geworfen. „Fragt mich nicht, Freunde," rief er, „überlaßt mich mir selbst. Was mir begegnet ist? Vermöchte ich es zu erzählen, müßte ich erst es zu begreifen, es ganz zu fassen gelernt haben . . . Dazu werde ich länger brauchen, als die Zeit eines Menschenlebens reicht!"

„Aber ist es Ihnen denn gar nicht möglich, zu spielen," fragte Ista. „Das ist einmal das Loos unseres Standes, daß wir lachen müssen, wenn uns auch das Weinen am nächsten stände!"

„Wie? Ich soll mich zum Dolmetscher fremden Gefühls machen, soll fremde Gedanken aussprechen und soll verleugnen, was mir im Kopf und Herzen tobt? Verlangt das nicht, Freunde — ich kann es nicht: es wäre eine Entweihung meines Leidens, wie ein Frevel an meiner Kunst!"

„Er ist wirklich außer sich!" flüsterte die Hörl ihrer Gebieterin zu. „Wie seine Wangen glühn, seine Augen rollen . . . es wird nichts übrig bleiben, als die Vorstellung aufzugeben . . ."

Die Thüre flog auf. „Fröhliche Botschaft," rief der Eintretende, eine schlanke bewegliche Gestalt in der schwarzen Tracht, die man Kanzlern und Räthen zu geben pflegte. „Unser Glück ist gemacht!"

„Welche Botschaft, Hellmuth?" rief man ihm entgegen. „Was bringst Du?"

„Die beste! So eben ist ein Vorreiter angekommen und bringt die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches... Seine Durchlaucht der Kurfürst und die Kurfürstin wollen unsere Vorstellung sehn und werden in wenig Augenblicken angefahren kommen!"

„Wie, heute schon? Gerade heute? Nun — das hat noch gefehlt, das Unglück vollständig zu machen," riefen die Schauspieler, und rannten unruhig durcheinander.

„Nun, was habt Ihr denn?" rief Hellmuth, da er auf allen Gesichtern statt der erwarteten Freude nur Schrecken und Bestürzung fand. „Habt Ihr mich denn nicht verstanden? Der Kurfürst kommt. Wo ist Nießer? Sein Plan, das deutsche Schauspiel in seiner Vaterstadt einzubürgern, ist gelungen — ich muß der Erste sein, der es ihm verkündet!"

Ista führte ihn zu Nießer, der durch die Uebrigen

verdeckt gewesen war und noch immer wie theilnahmslos dasaß. Die Gluth der Aufregung war gewichen; er sah bleich und ermattet aus, und in vollster Abspannung sank ihm der Kopf auf die über der Stuhllehne gekreuzten Arme. „Hier,“ sagte Ista, „hier liegt der Schöpfer des Plans und mit ihm die Trümmer desselben — Nießer ist krank und kann nicht spielen . . .“

„Er kann nicht?“ rief Hellmuth. „Das wäre schrecklich — ein so günstiger Augenblick kehrt vielleicht niemals wieder! Wenn der Kurfürst kömmt, und die Vorstellung könnte nicht stattfinden . . . das ganze Unternehmen wäre vernichtet!“

„Ermannen Sie sich,“ rief Ista. „Versuchen Sie's — Sich selbst zu verleugnen, ist der höchste Triumph unserer Kunst! Hören Sie . . . schon kommen die kurfürstlichen Wagen angerollt!“ Er war näher hinzugetreten und versuchte, ihn vom Stuhle aufzurichten.

Es war unnöthig, denn im nämlichen Augenblick sprang Nießer auf, wie emporgeschnellt. „Wer sagt, daß mein Plan in Trümmern liege?“ rief er, indem er sich fieberisch bebend an dem Stuhle aufrecht hielt. „Wer sagt, daß ich ihn und meine Pflicht vergäße — wer sagt, daß ich nicht spielen könne? . . . Ich werde spielen,

Freunde! Ich war ein Thor, mich zu bedenken... Das ist es ja, wonach ich gestrebt habe. Das ist's, was ich bedarf! Alles ist nur Komödie — eine Scene, die vorübergeht wie der Schatten des Rauchs... sie mit Würde zu spielen, ist Alles..."

Erfreut unterbrachen und umringten ihn die Genossen, um ihn noch eilends anzukleiden, denn der Diener hatte schon die Nachricht gebracht, daß die fürstlichen Herrschaften in den Saal eingetreten seien.

„Ja, helfet mir, mich zr schmücken!" rief Nießer. „Bin ich nicht glücklich? Wo Andere verstummen müssen in ihrem Schmerz, darf ich meinen Gefühlen Worte und Töne geben! Wo Andere den Gluthstrom in sich bergen müssen, bis Alles zur Schlacke verkohlt, darf ich ihn ausströmen lassen, daß er zündend einschlägt in die fremden Herzen und sie alle erobert für mein Gefühl und meinen Schmerz... Ich werde spielen, Freunde, und die Muse soll nicht erröthen vor meinem Spiel!"

Er hielt Wort.

Der unscheinbare und niedrige Saal war überfüllt und hatte wohl noch nie eine so glänzende Versammlung gesehn. Das Stück, der altenglischen Geschichte entnommen, behandelte das Schicksal Athelstans, des halb

fabelhaften Königs von Kent, der von seinem Halbbruder Edgar, im Verein mit den Dänen, bekriegt wird, aber allen Feinden obsiegend, Land und Krone wieder gewinnt — um den Preis seiner Liebe, der edlen Editha, welche, von Edgar geraubt, in demselben Augenblick, als ihm die Clans und Thane die Königskrone überreichen, sterbend zu seinen Füßen niedergelegt wird.

Der einfache aber gutgegliederte Bau des Stücks, der naturwahre Ton der Leidenschaften, der Adel des Ausdrucks brachten große Wirkung hervor; die gelungene Darstellung vollendete dieselbe bis zur Täuschung. Alle spielten mit Eifer und Fleiß, aber die Leistung Nießer's überstrahlte sie durch ungeschminkte Wahrheit und erschütternde Größe. Als die königliche Gestalt in der Schlußscene, welche so sehr an Nießer's eigenes Geschick erinnerte, neben der Sterbenden unter der Wucht des Schmerzes zusammenbrach, und von dem Helden nichts mehr übrig blieb, als der klagende Mensch — da schlugen alle Herzen sein Leiden nach; kein Auge blieb trocken, und als der Vorhang gefallen war, waltete über den Anwesenden jenes feierlich ergriffene Schweigen, das erst aufathmen muß, eh' es zum Beifall werden kann.

Nach wenig Augenblicken brach er dafür desto gewaltiger los; auch Maximilian und Sophie stimmten ein und die Cavaliere, welche sehr mißgünstig und widerwillig gekommen waren, mußten gestehn, daß sie ganz Unerwartetes und Treffliches gefunden.

Vor der Abfahrt verlangte der Kurfürst, Nießer zu sehn. „Ich habe so viel von Seiner Comödie gehört," sagt er gütig zu ihm, „daß ich mich selbst davon überzeugen wollte, was Er leistet. Ich freue mich, all' meine Erwartung übertroffen zu sehn, und freue mich doppelt, daß es ein Landeskind ist, das uns auch in München eine deutsche Schaubühne zuwege gebracht hat . . . Er soll bald von mir hören — ich werde für einen Schauplatz sorgen, der solcher Leistung würdig ist!"

Als der Kurfürst das Haus verließ, drängte sich das Volk an den Wagen des Fürsten. Nur im Häuserdunkel standen einige Gestalten seitwärts und finster beieinander. Es war Blechmaier mit seinen Genossen, welche ihren Plan nicht auszuführen gewagt hatten, als sie den Wagen des Landesherrn ankommen sahen. Trübselig und stumm zerstreuten sie sich jetzt — der Hanswurst blieb am längsten an der dunklen Mauer lehnen. „Es ist aus mit uns," sagte er dann halblaut und schritt in die Nacht hinein,

„ich will gehn und mich in's Grab legen mit meiner Jacke . . .“

Alle Genossen standen zum festlichen Empfang im Sprechzimmer bereit, als Nießer dahin zurückkehrte. „Wir erwarten Dich,“ sagte Hellmuth, ihm entgegentretend, „um Dich in der Stunde zu begrüßen, in welcher Du Dir selbst den Meisterbrief in unserer Kunst geschrieben hast! Wir Alle fühlen uns geehrt und gehoben durch die Art, wie Du Deine Aufgabe gelös't hast — wir danken Dir im Namen der Kunst, und damit dem schönen Ziele das schöne Zeichen der in sich zurückkehrenden Vollendung nicht fehle — nimm diesen Kranz aus unsern Händen! Wohl ist er nur aus künstlichen Blättern geflochten, aber er sei Dir eine Vorbedeutung des Kommenden — denn die Kunst bedeutet das Leben!“

Er wollte Nießer den Kranz auf's Haupt setzen; dieser aber wehrte ausbeugend ab und bekam das Blattgewinde mit der Hand zu fassen, während eine Thräne in sein Auge drang, der Vorbote der Erschöpfung, welche auf die ungeheure Aufregung folgen mußte. „Es erfüllt sich, wie sie gesagt,“ flüsterte er, indem er in den Stuhl sank, den Blick fest auf das Blattgewinde geheftet . . . „Ihr der Schleier . . . und mir der Kranz!“ —

— — — Der Kurfürst erfüllte die gegebene Zusage glänzend und bald.

Durch den Bau des neuen Opernhauses war das ältere Schauspielgebäude in der Nähe der Salvatorkirche überflüssig geworden und wurde dem deutschen Schauspiele eingeräumt, zu dessen Gunsten ein so schneller und allgemeiner Umschlag in der öffentlichen Meinung eingetreten war, daß es nun eine Sache der Mode wurde und zu den noblen Passionen zählte, für die deutsche Komödie thätig zu sein und sie zu beschützen.

Der Winter war darüber vergangen, der Frühling pochte an, und mit ihm nahte der Schluß der Bühne. Am Abend, an welchem die letzte Aufführung des von der Kurfürstin selbst gedichteten und mehrmals mit Beifall gegebenen Schauspiels: „Die falsche Muthmaßung," stattfand, war daher ein doppelt starkes Gedränge in den engen Gassen am Schauspielhause — Wagen, Sänften und Fußgänger schoben sich durcheinander, und das Gewirr und Rufen stieg, als die Karosse des Kurfürsten heranrollte. Der leutselige Herrscher, nur von seinem Fourier begleitet, hatte beinahe Mühe, durch das Volk zur Treppe zu gelangen, und der Edle von Fischbein schwitzte vor Anstrengung, die Gasse für ihn zu bilden.

Besonders harten Stand hatte er dabei mit einem sich beharrlich Allen vordrängenden jungen Manne in schöner Kleidung, die aber, wie das offne, ungepuderte Haar nicht völlig mit der allgemein üblichen Tracht übereinstimmte.

„Hat man jemals eine solche Zudringlichkeit gesehn!" eiferte der Fourier. „Kaum bin ich im Stande gewesen, ihn zurückzuhalten . . ."

„Wer war der junge Mann?" fragte der Kurfürst, indem er die Treppe hinanstieg. „Kennst Du ihn?"

„Auf den ersten Blick hab' ich ihn an seinem kecken Wesen erkannt," entgegnete der Fourier. „Das ist Niemand anders, als Durchlaucht früherer Heyduk, der Türkenjunge!"

„Wie? Der Gallegitsch? Der Maler?" rief der Kurfürst überrascht. „Den ich nach Italien geschickt habe, daß er sich ausbilden soll? . . . Den hättest Du nicht zurückweisen sollen . . . sieh' doch, ob Du ihn noch findest und bring' ihn zu mir in die Loge . . ."

Mit sauersüßer Miene unterzog sich der Fourier dem ihm ebenso unbegreiflichen als unwillkommenen Befehle, und bald stand der junge, schlank emporgeschossene Maler in dem Vorzimmer der kurfürstlichen

Loge vor dem fürstlichen Gönner, der ihm huldvoll zunickte.

„Nun, Gallegitsch,“ sagte er, „Du bist also glücklich zurückgekehrt? Hast Du Deine Zeit tüchtig benutzt?“

„Ich bin vor wenigen Stunden angekommen,“ antwortete der Maler. „Mein erster Gang war hieher, weil ich hoffen durfte, Eure Durchlaucht, dem ich so ganz und gar Alles verdanke, wenigstens von ferne zu sehn!“

„Das ist brav von Dir. Ich hoffe auch, Du hast etwas Tüchtiges gelernt und bist ein Maler geworden, der meinem Schutz Ehre machen wird!“

Gallegitsch zog ein kleines Etui aus der Brusttasche, öffnete und überreichte es. „Durchlaucht geruhen selbst zu urtheilen,“ fügte er hinzu.

„Ah, Du trägst gleich eine Probe bei Dir? Ich sehe wohl, Du machst Alles im Fluge ab, gleich im ersten Sturm . . .“

Das Etui enthielt ein kleines Miniaturgemälde, das Brustbild des Erlösers mit der Dornenkrone und im Purpurmantel darstellend.

Das Auge des kunstsinnigen Fürsten leuchtete auf,

als er nur einen Blick auf das Bild warf. „Schön!“ rief er aus. „Herrlich! Das hast Du erfunden und gemalt? Dann kann ich wohl mit Dir zufrieden sein! Wie gläubig und fromm, wie edel und schön! Das Bild mußt Du mir lassen, Gallegitsch — ich werd' es Dir abkaufen.“

„Ich bedaure“, erwiderte der Maler, „aber ich kann es nicht verkaufen — das Bild ist nicht mein Eigenthum.“

„Wessen denn?“

„. . . Es hat eine eigene Bewandtniß mit diesem Gemälde und ich bitte, Durchlaucht, den Hergang erzählen zu dürfen. Auf einer meiner Fußwanderungen in den Sabinerbergen geschah es, daß ein starkes Unwetter mich im Freien überraschte und völlig durchnäßte. Ich hatte weit in dem Regen zu wandern bis sich ein Obdach bot, und als ich endlich Abends ein einsames Kloster erreichte, sank ich, vom Fieber geschüttelt, beinahe bewußtlos auf der Bank am Eingange zusammen. Die guten Nonnen nahmen mich auf, heilten und warteten mich Monate lang, und als ich mich wieder genesen fühlte, machte ich mich daran, dem Kloster ein Altarbild zum Zeichen meines Dankes zu malen. Auch dies Ecce homo malte ich und

schenkte es der Nonne, die mich gepflegt hatte — einer hohen, auch in der Kutte noch schönen Gestalt, mit edlem feingeformtem Angesicht und wehmüthig-heiligem Ernst in den Zügen. Sie nahm es schweigend, wie sie immer zu sein pflegte. In meiner Krankheit hatte sie von mir erfahren, wo ich daheim sei und wie ich nach Italien gekommen. — Wie ich nun wirklich ging, gab sie mir das Ecce homo wieder und ich mußte ihr feierlich in die Hand geloben, das Bild Euer Durchlaucht zu überbringen . . ."

„Was sagst Du? Mir?"

„Es sollte, bat sie, mein erstes Geschäft in der Heimath sein. Ich soll das Bild Eurer Durchlaucht geben und sagen: Schwester Annunziata wolle nicht aus der Welt scheiden, ohne zu halten, was sie versprochen habe . . . das sei das Bild des Bräutigams, den sie sich gewählt."

„. . . Die Solms!" flüsterte Maximilian, sich abwendend, in sich hinein und sein Blick hing lange sinnend an dem Gemälde. „Ich danke Dir", sagte er dann zu Gallegitsch, den er darüber fast vergessen zu haben schien . . . „ich danke Dir sehr für Alles, was Du mir gesagt und gebracht . . . Ich werde Dich bald rufen lassen:

dann sollst Du mir Deine Bilder zeigen und — mir mehr von Deiner Reise erzählen."

Das Theater war glänzend erleuchtet und der Schimmer der Kronleuchter ward zurückgeworfen von dem Scheine der Juwelen und des Goldschmucks, in welchem die schönen Inhaberinnen der Logen prangten. Auch das Parterre war gefüllt: eine bunte Versammlung, aus allen Ständen gemischt, drängte sich darin.

Lori stand dort mit Limbrunn im Vordergrunde und blickte unverwandt in die kurfürstliche Loge gegenüber, in welcher Maximilian noch immer in ernstem Nachsinnen saß. —

„Gott erhalte ihn!" flüsterte Lori. „Der frische Geist des Lebens, der durch ihn das Land durchdringt — wie lange würde er ungehindert wehen, wenn diese gütigen Augen sich zu früh schlössen?"

Osterwald trat hinzu und unterbrach ihn. „Wissen Sie schon die große welterschütternde Neuigkeit", sagte er, „die Alles in Staunen setzt?"

„Welche Neuigkeit? Reden Sie."

„Papst Ganganelli hat den Jesuiten-Orden aufgehoben . . ."

„Unglaublich!"

„Es ist! Auch in Baiern wird die Bulle bereits bekannt gemacht — sie soll sich schon in der Druckerei befinden . . .“

„Osterwald, Sie träumen! Dazu sollte Oesterreich eingewilligt haben?“

„Das hat allerdings schwer gehalten . . . Maria Theresia schwankte, bis man ihr die Abschrift ihrer Beichte vorlegte, die nach Madrid berichtet worden war. Das brach den Stab . . . auch bei uns soll Pater Stadler bereits die Stadt verlassen haben.“

„Bei Gott!“ rief Lori, „das ist allerdings eine große, eine welterschütternde Neuigkeit! Jetzt erst haben wir Alle festen Boden unter den Füßen . . .“

„Ich weiß nicht, wie es kommt“, sagte Limbrunn, „aber mich wandelt ein Gefühl an, wie Schauder! Wir wollen uns nicht verhehlen, 's war doch ein großartiges, ein gewaltiges Gebäude, das nun in Trümmer gestürzt ist . . .“

„Aber ein Gebäude der Herrschsucht — und über den Trümmern wird eine neue Welt grünen im Lichte der Freiheit!“

— Die Vorstellung begann und war glänzend, wie ihre Vorgängerinnen, denn Jeder bot all' seine Kräfte

auf, den guten Eindruck zu bewahren und die Hoffnung auf den Wiederbeginn zu einer sehnlich freudigen zu machen.

Als Nießer am Schlusse von der Bühne kam, trat ihm Lori entgegen.

„Sie hier?“ rief er ihm zu. „Mein ernster Gönner und Freund in dieser bunten Welt des Scheins!“

„Ich bin aus zwei Gründen hier“, erwiderte Lori. „Ich will Ihnen für mich selber danken, daß Sie so treulich Wort gehalten, daß Sie so herrlich wahr gemacht haben, woran ich selbst nicht zu glauben wagte — dann habe ich einen Auftrag zu erfüllen! — Die Akademie der Wissenschaften, bestrebt, das Verdienst zu ehren, wo sie es findet, hat diese goldene Medaille mit dem Brustbilde Maximilian's prägen lassen. In einem Kranz von Eichenlaub trägt sie auf der andern Seite die Inschrift: Franz Nießer, dem Begründer des deutschen Schauspiels in München.“

„Sie verwirren — Sie beschämen mich . . .“

„Lassen Sie mich die Münze an Ihre Brust heften — und indem ich es thue, möge davon neue Kraft Ihr Herz durchströmen, dem edlen Wirkungskreise treu zu bleiben!“

„Ich bleibe meinem Gelübde treu", erwiderte Nießer ergriffen, „all' meine Kräfte gehören ihm: aber mein Herz ist todt . . . ich habe es gestern mit Marien begraben."

Mitfühlend drückte ihm Lori die Hand.

„. . . Ich habe sie lebend nicht wiedergesehn — sie hat es nicht gewollt. Aber sie sandte mir einen letzten Gruß und ist eingegangen zu der ewigen Liebe — ergeben, ruhig und ohne Groll."

„Fassen — trösten Sie sich!" rief Lori, indem er mit feuchten Augen Nießer in die Arme schloß. „Gedenken Sie unsres Klopstock:

Wenn wir sterben, empfangen wir nur — wir hoffen, vom Elend
Auszuruhen und uns wird Wonne Gottes gegeben!

„Trauern Sie um die Verlorne — keine Trauer ist gerechter! Reichen Sie Ihre Hand mir, dem ein ähnliches Schicksal beschieden ist — ich will mit Ihnen trauern — dann aber raffen Sie sich auf: wer für die Menschheit wirken will, muß darauf verzichten, sich selbst zu gehören! Lassen Sie uns dafür desto eifriger fortarbeiten an unserm großen gemeinsamen Werk. Unsre Kraft und unser Trost sei das eigene Bewußtsein; der einzige Lohn, nach dem wir streben, sei der Gedanke an

die Zukunft — die beseligende Gewißheit, daß es wirklich zu tagen beginnt — daß die unheilvolle Nacht, der auch jenes reine Leben noch zum Opfer fallen mußte, vor den Strahlen des Lichtes entweicht! — Und war es uns auch nicht vergönnt, den vollen glänzenden Tag zu schauen... unsre Herzen haben ihn doch gegrüßt! Unsre Thränen schimmern ihm entgegen — im Morgenroth!

Ende.

[illegible] erste Band enthält folgende große Romane [illegible]

Der [illegible] Roman in drei Bänden, von Wilhelm [illegible] — Geld und Name, Roman von [illegible] — Der Wegführer von [illegible] — Das Gelübde der [illegible] — [illegible] — Brandenburg's [illegible] — Die Geschichte eines [illegible] — [illegible] Novelle von Georg [illegible]

[illegible] Erzählungen, [illegible] und [illegible]

Der zweite Band brachte folgende neue, [illegible] Romane:

[illegible] Roman von [illegible] — Prinz [illegible] Roman in 4 Bänden [illegible] — Garibaldi, [illegible] in 3 Bänden [illegible] — Am Morgenroth, Erzählung in 2 Bänden [illegible]

[illegible] enthält:

[illegible] in 3 Bänden von George [illegible] Ein [illegible] aus dem Jahre [illegible] — Schloß [illegible], Novelle [illegible]

[illegible] Schriftsteller.

[illegible] in der Roman-Zeitung [illegible] Roman [illegible] Preis [illegible] 4 bis 5 Thlr., ist nur [illegible]

10 Sgr.!

[illegible] Roman-Zeitung bildet ein [illegible] Romane [illegible]

[illegible] die neuesten Erzeugnisse der beliebtesten Deutschen Dichter der Gegenwart durch die Roman-Zeitung zu vervielfältigen.

Die Verlags-Buchhandlung von Otto Janke in Berlin

Schmid, Hermann <<von>>,

Im Morgenroth eine Münchner Geschichte aus der Zeit Max Joseph's des Dritten

Bd.: 2. Band

Berlin 1864